

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Aus meinem Bühnenleben**

Erinnerungen

**Bauer, Karoline**

**Berlin, 1876**

I. In der Heimat. 1808-1824.

[urn:nbn:de:bsz:31-92935](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-92935)

## I. Meine Eltern.

Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,  
Der froh von ihren Thaten, ihrer Größe  
Den Hörer unterhält, und still sich freuet  
An's Ende dieser schönen Reihe sich  
Geschlossen sieht!

Goethe's Iphigenie auf Tauris.

Meine frühesten Erinnerungen sind thränenverschleiert. Ich sitze auf dem Schooße einer jungen wunderschönen Frau. Sie ist ganz schwarz gekleidet, selbst die reichen goldbraunen Locken sind von Trauerschleiern überschattet. Das liebliche mädchenhafte Gesicht ist bleich und vergrämt, Thräne auf Thräne entrollt den großen blauen Augen, die verblaßten Lippen zucken im Weh und in den weißen Händen zittert ein Miniaturbild in frischen leuchtenden Farben. Es ist ein junger Offizier in blanker Dragoner-Uniform, blau und roth — ein Bild vollblühender Jugend, Schönheit, Kraft, strahlender Heiterkeit und Lebenslust. Kurze goldne Locken umkräuseln die sonnige Stirn, die blauen Augen sprühen fröhlichsten Uebermuth, über den küssigen rothen Lippen wölbt sich ein keckes Bärtchen, in Kinn und Wangen lächeln schelmische Grübchen . . . Wie lebensfroh, glückstrahlend, siegesicher schaut dies Bild die bleiche weinende junge Frau an! — An ihre Knie schmiegen sich verschüchtert zwei sonst so wilde Knaben und ein engelhaftes Mägdlein mit goldnen Locken. Sie küssen den Papa und weinen, weil die Mutter weint. Auch ich küsse und streichle das Bild und weine schmerz- und gedankenlos mit: Armer Papa!

Das sind meine Mutter, meine Geschwister, mein Vater, der so jung in der Schlacht sterben mußte.

Die Familie meines Vaters stammt aus Polen, hieß ursprünglich Poniатовski und war ein bescheidener Seitenzweig des berühmten Geschlechts. Seines evangelischen Glaubens wegen wanderte des Vaters Großvater in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Hessen aus und kaufte sich in der Nähe von Kassel ein kleines Gut. Seinen Acker bebauend legte er den stolzen Namen Poniатовski ab und nannte sich einfach: Bauer. Landgraf Friedrich VIII. gewann den liebenswürdigen Polen lieb, zog ihn mit seinen Söhnen gern an den Hof und gab der jungen Familie Bauer ein neues Wappen: Ein Bauer, der die Peitsche schwingt. Der glänzende Landgraf Friedrich II., der 22,000 Hessen als Soldaten für fast 22 Millionen Thaler an England verkaufte, um gegen Nordamerika zu kämpfen, der mit diesem Blutgelde einen prunkvollen Hof einrichtete, daneben aber auch Künste und Wissenschaften unterstützte, machte den ältesten Sohn des Landmannes Bauer zu seinem Intendanten. Dieser heirathete ein frisches blondes Hessenkind und wurde Vater von drei Söhnen. Die hatten vom Vater das heiße polnische Blut, den kecken Uebermuth und die graziöse Beweglichkeit, — von der Mutter die blauen Augen und blonden Locken. Der älteste, Philipp, brachte es mit der Zeit zum General. Seine Söhne und Enkel wurden wieder Offiziere und haben im letzten Franzosenkriege mit Auszeichnung gekämpft. — Des alten Intendanten zweiter Sohn, George, wurde später Kriegsrath und Sonderling. Er verbrannte alle polnischen Familienpapiere bis zum letzten Feszen. Der dritte und jüngste war der wilde Heinrich, 1781 zu Kassel geboren. In ihm schäumte und sprühte das feurige, unruhige Polenblut am lebhaftesten. Er war schön, kraftvoll, siegesmuthig wie der junge Kriegsgott, — stolz und keck wie ein Löwenjüngling, —

unbändig wie ein wildes Züllen, — gut- und großmützig wie ein echter Poniatowski — leichtsinnig wie ein Fährich.

So wuchs der Heinrich unter den Augen des wunderlichen, engherzigen, kleinlich pedantischen, geizigen und hochmütigen Landgrafen Wilhelm IX. heran, der 1785 zur Regierung kam und wegen eines großen Halsgewächses im Volksmunde nur der »Schwammhals« oder »Schwammhannes« hieß. Der Landgraf versah seine Soldaten und Beamten mit den berücktigten »Sessenzöpfen«, die Immermann in seinem »Münchhausen« so köstlich geißelte. Er zog seinen Beamten, wenn sie einen guten Rock auf dem Leibe hatten, schnell etwas von der Besoldung ab, damit sie nicht übermützig würden, und nannte alle Welt: Er!

Das trug dem Schwammhannes einst eine bittere Lehre ein. Er hatte den berühmten Chirurgen Langenbeck aus Göttingen kommen lassen, um ihn von dem lästigen Wulst am Halse zu befreien. Auf des Arztes ehrfurchtsvollen Gruß kaum mit dem häßlichen Kopfe nickend, sagte er mit seiner fetten hochmütigen Stimme so obenhin: »Er soll sein Handwerk ja gut verstehen. Kann Er mir das Ding da am Halse weg-schneiden?«

Kühn und stolz, mit einem feinen ironischen Lächeln antwortete der Arzt: »Er könnte es wohl, aber Er thut es nicht, weil Er nicht will!« Machte Kehrt und ließ sich durch keine, auch die goldigsten Versprechungen nicht bewegen, wieder nach Kassel zu kommen und dem Schwammhannes seinen Schwammhals zu operiren. Sie sind erst 1821 mit einander in die Grube hinabgefahren, nachdem der Kurfürst noch hatte mit seinen geliebten Schätzen vor den Franzosen aus dem Lande fliehen müssen. Nur ein geheimes Fach in der Wand hinter seinem Sekretär mit Geld und Kostbarkeiten hatte er in der Eile der Flucht zurückgelassen. Vor diesem Sekretär hat König Jérôme während seines kurzen wüsten »Karnevals« in Kassel — nach der Volksfrage — einst den alten Kurfürsten als verkörperte

Angst um seine Schätze sitzen sehen und darauf das »Spukzimmer« vermauern lassen.

Dieser garstige alte Schwammhannes und der jüngste liebenswürdige Sohn des landgräflichen Intendanten mußten sich natürlich abstoßen, wie zwei Pole. Heinrich Bauer vermochte es nie über sich, den Rücken so tief zu krümmen, wie der Despot es verlangte. Bei dem hochmüthigen »Er« zuckte er jedes Mal zornig zusammen, seine Augen schleuderten Blitze und den gekräuselten Lippen entfuhr manch schnelles feddes Wort à la Langenbeck. Oft schickte der Landgraf den Heinrich — den »Poniatowski«, wie er ihn höhnisch nannte — in Arrest, noch öfter beklagte er sich bei dem Vater über seinen »Mangel an Disziplin«. Umsonst beschwor dieser den jungen Brausekopf, sich den Launen des Gebieters zu fügen, an Vater und Brüder zu denken, die stolzen Poniatowski-Zeiten seien für immer vorbei — — das heiße Polenblut schäumte immer wieder zornentflammend in dem Knaben auf.

Da sandte der Vater den sechszehnjährigen Heinrich nach Braunschweig und ließ ihm von dem berühmten Stallmeister Hühnersdorf Reitunterricht geben. Bald war Heinrich Bauer dessen bester Schüler, der verwegenste und eleganteste Reiter. Zu seinem Vergnügen lernte er auf ungesatteltem Pferde Kunststücke machen, wie ein Kunstreiter. Als er nach einem Jahre nach Kassel zurückkehrte, war er ein vollendeter Stallmeister — aber auch noch unbändiger, als früher, besonders dem Landgrafen gegenüber. Dieser, etwas ängstlicher Natur und sehr unbeholfen auf dem Pferde, wurde stets wüthend, wenn der schlanke, schmucke Heinrich so stolz und so keck an ihm vorübersprengte, wie ein Halbgott. So durfte der alte Intendant nicht daran denken, seinen Liebling in Kassel angestellt zu sehen. Auch wollte der Heinrich nie etwas davon wissen, dem verhassten Schwammhannes als Offizier oder Stallmeister zu dienen. Viele junge vornehme Hessen, müde der despotischen Launen des Landgrafen, wanderten aus. Auch Heinrich Bauer dachte daran.

Seine gefelligen Talente, sein sprudelnder Frohsinn und sein gutes Herz hatten ihn in Braunschweig und Kassel allgemein beliebt gemacht. Einflußreiche Gönner verschafften dem achtzehnjährigen Reittänzer bei dem Herzog Paul von Württemberg eine Stelle als Stallmeister. Als solcher hatte er das Glück, dem Gebieter einst das Leben zu retten. Der Herzog gerieth auf der Jagd in einen Sumpf. Er sank tiefer und tiefer — da zog ihn sein Stallmeister mit eigener Gefahr heraus, verlor dabei aber selber seine schöne goldne Uhr mit den großen Petschaften. Der Herzog wurde nie müde, den Retter seiner ewigen Dankbarkeit zu versichern, vergaß aber dabei sogar, ihm die im Sumpf zurückgebliebene Uhr zu ersetzen.

Doch sollte Heinrich Bauer dem Herzoge das höchste Glück seines Lebens verdanken, mochte dieser auch nur die unbewusste Ursache davon sein. Herzog Paul von Württemberg verlobte sich mit der wunderschönen Prinzessin Helene von Koburg und sandte seinen Stallmeister mit den Brautjuwelen zu ihr. Schnell war der lebensfröhliche Heinrich in ganz Koburg bekannt und beliebt. Auf einem Balle sah er das fünfzehnjährige Christelchen Stockmar. Sie tanzten mit einander und immer wieder. Sogleich hatten sich die jungen zärtlichen Herzen gefunden — und schon am andern Tage stand der feste Stallmeister vor der verwitweten Frau Landkammerräthin Stockmar und bat sie um die Hand ihres holden Töchterchens. Aber so sehr das Christelchen auch mit ihm bat, die Mutter wollte ihr einziges Kind einem wildfremden Manne von neunzehn Jahren nicht anvertrauen, um es nach Petersburg zu entführen, wo Herzog Paul in Militärdiensten stand.

Erst als das sonst so sanfte Christelchen unter strömenden Thränen mit ungewöhnlicher Festigkeit erklärte: »Gut! Ihr habt das Recht, mir zu verbieten, den Heinrich Bauer zu heirathen, aber Ihr könnt mich nicht zwingen, eines andern Mannes Weib zu werden. Den — oder keinen!« — und als der verliebte Stallmeister gelobte, sein junges Frauchen nicht

in das ferne eisige Rußland zu entführen, — da schmolz das Mutterherz und gab dem glücklichen Brautpaar seinen reichsten Segen. Und kaum war Heinrich Bauer 20 Jahr, so wurde er der glücklichste Gatte. Im Oktober 1801 war die Hochzeit. Alle Welt nahm Theil an dem Glück dieser fröhlichen, zärtlichen »Kinder«, nur der Schwammhannes schäumte vor Wuth, als der »Thunichtgut« — der »Poniatowski« — in den Flitterwochen seiner Ehe zum Besuch bei dem Vater in Kassel, noch strahlender, noch übermüthiger auf dem herrlichen Goldsuchs an ihm vorüberbrauste, den das goldne Erbtöchterlein schon dem Bräutigam geschenkt hatte. —

Die Familie Stockmar stammt aus Schweden. Ein Stockmar kam im dreißigjährigen Kriege mit Gustav Adolf nach Deutschland und gründete; durch die Liebe gefesselt, im Sächsischen eine Familie. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte in Koburg Ernst Friedrich Stockmar als wohlhabender Kaufmann und Fabrikant. Er besorgte zugleich die Geldgeschäfte der herzoglichen Familie, war bei Hofe sehr angesehen und führte den Titel: Landkammerrath. Er hatte aus erster Ehe einen Sohn und drei Töchter. Sein Sohn Johann Ernst Gotthelf wurde Vater des später so berühmten Baron Christian Stockmar, durch den der Adel in die Familie kam und durch dessen Hände die geheimen Fäden der europäischen Politik liefen.

In zweiter Ehe heirathete der alte Landkammerrath die schöne junge Tochter des geistreichen Chirurgen Ramdor in Braunschweig, der in seinem Fach damals eine europäische Autorität war. Luise Christiane Ramdor war nach des Vaters Tode als Gesellschaftsdame der Prinzessin Caroline nach Koburg gekommen. Dieser Ehe entsproß erst nach 17 Jahren das blonde Christelchen als einziges Kind. Die lebenswürdige Kleine wurde die Gespielin der Koburgischen Prinzen und Prinzessinnen. Der alte Landkammerrath muß im Leben traurige Erfahrungen gemacht haben. Er wurde mit den Jahren immer menschenscheuer und schloß sich zuletzt in seinem schönen Hause in Koburg und

auf seiner ländlichen Besizung, dem nahen Glockenberg, ängstlich von aller Welt ab. Als der Einsiedler 1793, im Alter von 71 Jahren starb, war das Christelchen kaum 8 Jahre alt.

Als Stallmeister des Erzherzogs Ludwig ging Heinrich Bauer mit seinem Frauchen nach Wien. Dort wurde ihnen am 15. Juli 1802 ihr erstes Kind geboren: Lottchen. Aber die junge Mutter hatte Heimweh nach Deutschland und auch etwas eifersüchtige Liebesfurcht vor den fecken, lustigen Wienerinnen, die ihre gefährlichen Reize immer berückender nach dem schönen Stallmeister auswarfen. Mochte Heinrich auch jetzt noch übermüthig über diese parfümirten Liebesbriefe, diese zärtlichen Augenwinke und Händedrücke lachen, — konnte dies heiße einundzwanzigjährige Herz in diesem üppigen Kapua nicht am Ende dennoch in einer schwachen Stunde verloren gehen? Und dabei war der Heinrich selber eifersüchtig, wie der Mohr von Benedig. Wenn die junge Frau auf den Bällen tanzte, umflattert von den glänzendsten Schmetterlingen Wiens, verließ sein funkelndes Auge sie keine Sekunde.

Einst tanzte sie mit einem fecken, witzigen Offizier die Ekossaise. Der wußte so viel lustige Schnurren zu erzählen, daß seine Tänzerin recht herzlich lachen mußte. Der Heinrich stand am andern Ende der langen Ekossaisereihen. Sein Auge wurde immer glühender, drohender und schoß flammende Blitze zum arglosen Christelchen hinab. Die plauderte und lachte harmlos weiter. Da kommt der Heinrich mit seiner Tänzerin herabchassirt, mit den graziösesten Pas und dem anmüthigsten Lächeln, und doch glühend wie der zürnende Sonnengott, der Frau Luna mit Endymion belauschte . . . Und während er vor dem Christelchen wie ein Bestris balancirt und pivouettirt, gewinnt er Zeit, der Erschrockenen durch die verbissenen Zähne unbemerkt in's Ohr zu flüstern — wie Donnerdrohen: »Christiane! Wenn ich Dich mit dem Gecken noch ein Mal so lachen sehe, so schlage ich ihm ein Paar Ohrfeigen, daß er zu Deinen Füßen niederpurzelt und morgen früh treffe ich ihn im Prater . . .«

Und weiter chassirt er — lächelnd, strahlend, als habe er seiner jungen Frau die süßesten Schmeichelworte zugerant. Das arme Christelchen aber bleibt todtenblaß, zitternd zurück, und hat wahrhaftig den ganzen Abend über mit ihrem Tänzer nicht wieder gelacht.

Dazu kamen einige unangenehme Konflikte des übermüthigen, zu jedem tollen, leichtsinnigen Streich stets bereiten erzherzoglichen Stallmeisters mit den Wiener »Spizeln«, den verhassten geheimen Polizeispiionen. So finden wir das junge Paar 1803 schon wieder in Deutschland. Heinrich Bauer tritt als Lieutenant in Kurfürstlich Badische Militärdienste, mit der Garnison Heidelberg. Seine Frau wird am 29. Juli unter der zärtlichen Pflege ihrer Tanten zu Gandersheim bei Braunschweig von einem Knaben entbunden: Karl<sup>\*)</sup>. Als der junge Vater im Herbst nach Gandersheim kommt, Weib und Kinder nach Heidelberg abzuholen, bezaubert seine heitere Lebenswürdigkeit die alten Tanten mit den verschollenen Prunkgewändern und traurigen Herzensgeschichten so ganz, daß sie ihre schöne ländliche Besitzung verkaufen und dem jungen Paare nach Heidelberg folgen, um dort schon im nächsten Jahre an demselben Tage zu sterben . . . In meinem Buche »Komödiantenfahrten« habe ich ihnen im Kapitel »Braunschweig« ein Erinnerungsblatt gewidmet.

Nur wenige ungetrübt glückliche Jahre erblühten der kleinen Familie in Heidelberg. Die wurde 1805 durch die Geburt eines zweiten Knaben, Louis<sup>\*\*)</sup>, vermehrt. Aber nur zu bald sollte der junge Vater hinausgerissen werden in die wilden Napoleonischen Kriege. Baden mußte 1806 mit dem siegreichen Kaiser Napoleon ein Bündniß schließen und dem Rheinbunde beitreten. Der Kurfürst erhielt den Titel Großherzog und der junge Erbgroßherzog Karl die Hand der kaiser-

\*) Lebte als pensionirter badischer Major in Karlsruhe.

\*\*) Starb 1862 als angesehenener Kaufmann in Paris.

lichen Adoptivtochter Stephanie. Als dessen Adjutant zog Heinrich Bauer mit in den Krieg. Er theilte das Zelt mit dem Fürstensohne und wurde durch seine unverwüßlich heitere Laune, seine lustigen Einfälle, tollkühne Bravour und festen Reiterstückchen schnell der Liebling seines Zeltkameraden und des ganzen Lagers. Nie benutzte er einen Steigbügel, um auf's Pferd zu kommen, oder es zu verlassen. Mit einem Sprunge schwang er sich von der Seite, über den Schwanz oder Kopf des Pferdes in den Sattel. Selbst im blutigsten Schlachtengetümmel war seine vollblühende Jugend so lebensfröhlich und lebenssicher.

Daheim aber bangte und weinte ein junges Weib um sein geliebtes Leben. Sie bewohnte in Heidelberg, gegenüber der großen Kirche, ein alterthümliches riesiges Haus. Es war früher ein Kloster gewesen, hatte an der Außenseite eine Nische mit einem Marienbilde und im Innern lange düstere Kreuzgänge. In diesen Gängen irrte die geängstete Frau manche bange Nachtstunde auf und ab und rief verzweifelnd: »Heinrich! Heinrich! bist Du todt, so gib mir ein Zeichen!« — Keine Antwort.

Während der Belagerung von Danzig durch den Marschall Lesebvre, im März 1807, hatte sie einen ungewöhnlich lebhaften Traum: Sie sieht in brausender Schlacht ihren Heinrich auf leuchtendem Schimmel dahersausen — sie erkennt sein liebes Lächeln — sein zärtliches Auge . . . Da hört sie einen dumpfen Knall — einen jähen Schmerzenschrei . . . Neben seinem blutenden Schimmel liegt ihr Gatte an der Erde — blutüberströmt — mit brechendem Blick — um den bleichen Mund ein letztes schmerzliches Zucken . . . Eine Kanonenkugel hat ihm das rechte Bein fortgerissen . . . In Thränen gebadet erwacht sie. Sogleich schreibt sie einen angstvollen Brief in das Lager von Danzig und beschwört Heinrich, ihr durch einen Courier Nachricht von sich zu geben. Ausführlich schildert sie ihm ihren furchtbaren Traum . . .

Sie erhält die heiterste Antwort: Lieb Märchen, Du weißt ja, daß ich Deinen Goldfuchs und einen Braunen reite. Wie kann mich da eine böse Kanonenkugel von einem Schimmel herabreißen? Wann wirst Du endlich ein tapferes Soldatenweib werden?

Und dennoch sollte dieser Traum nach wenigen Jahren in Erfüllung gehen.

Welch beseligendes Wiedersehn, als der geliebte Gatte und Vater gesund und mit reichen Ehren geschmückt nach Heidelberg zurückkehrte! Für die verwegene Rettung eines großen Transportes von Pferden aus den Händen der Feinde hatte Heinrich Bauer den badischen Tapferkeitsorden erhalten.

In Heidelberg wurde ich am 28. Mai 1808 geboren.

Bald darauf übersiedelten die Eltern nach Bruchsal. Der Vater that als Oberlieutenant und Adjutant im 2. Dragoner-Regiment Heimrot Dienste. Die letzten glücklichen Tage der jungen Ehe.

Schon im nächsten Frühjahr rief die Kriegsdrommete wieder hinaus in die Schlacht. Am 9. April 1809 erklärte Oesterreich dem übermüthigen Korsen den Krieg. Sogleich erhielten die Badenser, Darmstädter, Württemberger, Baiern Befehl, gegen Oesterreich zu marschiren.

Dies Mal riß der Vater sich mit blutendem Herzen — mit bangen Ahnungen von dem stillen Glück seines Hauses los. Uns Kinder umarmte er immer und immer wieder. Als er mich unter Küßen und Thränen wieder in die Wiege legte, sagte er leise: »Armes Kind, Du lächelst — und bald — bald bist Du wohl schon eine Waise!«

Die Mutter und sein Liebling Louis begleiteten den Vater bis Pforzheim. Das vierjährige Söhnchen — zärtlich »Puppelkönig« genannt — ließ er keinen Augenblick von der Seite. Es mußte auch sein Lager theilen. Waren die Kameraden Abends im Quartier des Vaters und Louis sagte: »Bin müde — Vater schlafen!« — so nahm dieser sein Söhnchen sogleich

in den Arm, streckte sich mit ihm auf das harte Feldbett, Wange an Wange, zog den Kriegsmantel über sich und sagte zu den plaudernden und zechenden Kameraden: »Stöbt mein Luppelchen nicht, es ist müde! Gute Nacht!«

Herzzerreißend war der letzte Abschied von der Mutter. Beide hatten zum ersten Mal die bestimmteste Ahnung, daß sie sich auf Erden nicht wiedersehen würden. Der Vater beschwor die Theure immer wieder: Ihm ihre Treue, die ihn über acht Jahre im Leben so hoch beglückt, auch über das Grab hinaus zu bewahren. Er würde sonst nimmer Ruhe finden! — Und als die Mutter ihm das heilig zugeschworen, gelobte er ihr feierlich: »Erlaubt die göttliche Vorsehung dem entfliehenden Geiste, sich in der Todesstunde den Geliebtesten auf Erden zu nahen, so erscheine ich Dir, Christiane, und gebe Dir ein Zeichen von meinem Tode — so wahr ich an Gott und Auferstehung und ein Wiedersehn in einem ewigen Leben glaube!«

Schon am 18. April traf Napoleon in Ingolstadt bei den Truppen des Rheinbundes ein. In den nächsten Tagen kämpfte der Vater in der Avantgarde siegreich mit in den Schlachten bei Abensberg, Landsbut, Eckmühl und Regensburg gegen die Oesterreicher. Bald darauf schrieb er aus München an die Mutter: . . . »Du weißt, Christiane, wie glühend ich Napoleon, den Zertrümmerer unseres schönen Deutschen Vaterlandes, hasse, — ihn, der mit den Geschicken von Millionen nun schon so viele Jahre ein so gotteslästerlich-blutiges Spiel treibt — wie ich ihn schon hasste, als er in den ersten Tagen unseres jungen Heidelberger Glücks wie ein Bandit den unglücklichen Herzog von Enghien in unserem Ettenheim aufgreifen und in Paris ermorden ließ. Du weißt, wie dieser Haß bei allen neuen Gewaltthätigkeiten des Korsen von Jahr zu Jahr wuchs. Dennoch muß ich Dir gestehen, daß ich mich dem dämonischen Zauber, den der Kaiser persönlich auf jeden heißblütigen Soldaten ausübt, in den jüngsten Schlachttagen immer mehr gefangen gab. Wie ein eherner Gott des Krieges saß er

da auf seinem Pferde, während die Schlacht ihn umsauste, die Kugeln an seiner Seite Lücke auf Lücke rissen. Keine Faser zuckte in seinem bronzenen Antlitz, selbst als ein Sprengstück ihn am Fuße verwundet hatte. Und dann, als nach der Schlacht, während der großen glänzenden Revue über die Lebenden, alle Tapferen vor den Kaiser gerufen wurden — als auch mein Name, — Christiane, Dein und unserer Kinder Name laut erschallte und ich dem Welteneroberer ganz allein gegenüberstand, Auge in Auge, als ich sein beglückendes Lächeln sah und den sonoren Ton seiner Stimme hörte: »Mon brave! . . .« als seine marmorbleiche Hand mir dabei das Offizierkreuz der Ehrenlegion überreichte — diesen Stern mit den fünf doppelten Strahlen, der des Kaisers Bild zeigt mit der Umschrift: Napoléon Empereur et Roi! — da, Christiane, war ich wie bezaubert. Ich hätte niederknien und diese Hand küssen mögen — diese Hand, die doch so grauenhaft viel Blut und Thränen vergossen hat, mit dem Schwert und mit einem Federzuge. Erst, als ich wieder in Reih und Glied hielt und die Kehrseite des Kreuzes betrachtete: den französischen Adler, in den Krallen zerschmetternde Blitze und rings herum die Umschrift: Honneur et Patrie! — da kam ich wieder zu mir. Ehre und Vaterland! Ich sah in dem Korset wieder den Henker meines armen Vaterlandes und sein Ehrenzeichen auf meiner Brust kam mir vor wie eine Beschimpfung, daß ich es hätte sogleich herabreißen und in den Staub stampfen mögen. Aber ich bin Soldat und habe meinem Großherzoge Treue bis in den Tod geschworen — und unser armer Fürst muß jetzt noch mit blutendem Herzen sein Vaterland verleugnen und für des Vaterlandes Feind das Schwert ziehen. Möchte Gott, daß es bald anders würde. Wie gern würde ich in den Tod ziehen — für meine deutsche Ehre und mein schönes Vaterland — gegen den verhassten Korset . . .«

Dem armen, tapferen Vater sollte kein so erhebender Tod werden.

Gleich darauf avancirte der Vater zum Rittmeister. Sein hessischer Landsmann und langjähriger theurerster Freund, Rittmeister von Schimmelpfennig, blieb in der Schlacht — irre ich nicht — bei Regensburg. Eine Gewehrkugel traf ihn mitten in's Herz. Der Vater warf sich klagend auf ihn und riß ihm die Uniform auf. Nur ein winziges Tröpflein Blut perlte über dem Herzen. Mit einem Kusse schloß der Freund dem Freunde das brechende Auge, den verblässenden Mund und rief der fliehenden Seele voll Schmerz zu: »Ich bin der Nächste, der Dir folgt. Schlaf' wohl, mein theurer Kamerad!« Und wieder warf er sich in die Schlacht. An Schimmelpfennig's Stelle wurde er zum Rittmeister ernannt.

Ende Mai 1809 verbreitete sich in Bruchsal ein dunkles beängstigendes Gerücht von einer blutigen Schlacht hinter dem von den Franzosen besetzten Wien — von einer Niederlage der Franzosen und ihrer Verbündeten durch den Erzherzog Karl. Die Donau sei roth von dem Blut der Gefallenen und wie mit Leichen überbrückt . . . Doch fehlte es noch ganz an Todtenlisten und anderen bestimmten Nachrichten über jene Schlacht!

Wie ein Alp lag die tödtlichste Angst auf ganz Bruchsal. Die Mutter und Großmutter, die alte Landkammerräthin Stockmar, die schon nach Heidelberg zu ihrer Tochter gezogen war und die Enkel zärtlichst liebte, vergingen fast in Sorgen und Thränen um den Vater. Und doch sagte die Mutter oft mit großer Bestimmtheit: »Mein Heinrich lebt. Er hat mir noch kein Zeichen gegeben!« — Die Großmutter schüttelte wehmüthig dazu den Kopf.

So kam der 28. Mai heran, der Tag, an dem ich vor einem Jahre geboren. Ein trauriger Geburtstag!

Die Mutter bewohnte ein großes schönes Haus neben der Dragoner-Kaserne des Regiments Heimrot. Es wurde Abend und immer noch keine Nachricht vom Vater. Die Kinder wurden zu Bett gebracht. Die Mutter schlief unter Thränen ein. Nur

die Großmutter und die alte treue Koburger Magd Marianne waren noch auf.

Marianne sollte noch in die Apotheke gehn und Arznei für das kranke Pottchen holen. Sie nimmt den Hausschlüssel und öffnet die große schwere Hausthür . . . Da steht der Vater vor ihr auf den Trittsteinen, hoch und schlank, das Kasquet tief in die Stirn gedrückt, dicht in seinen Reitermantel gehüllt, als ob er friere. Sein Gesicht ist todtenblaß und ernst, aber wehmüthig mild. Er sagt kein Wort.

»Herr Gott, welche Ueberraschung« — ruft Marianne jubelnd aus — »Herr Lieutenant — Herr Rittmeister, wie werden sich die gnädige Frau und die Frau Landkammerräthin und die Kinder freuen! O, welche Angst haben wir um Sie ausgestanden . . .«

Dann stürzt die treue Seele, mit dem Licht voranleuchtend, die Treppe hinauf. Stumm, mit lautlosem Tritt folgt ihr der Vater. Marianne öffnet oben links vom Flur die Thür zu dem Zimmer, in dem die Brüder tief und friedlich schlafen. Sie sieht noch, wie der Vater sich über die Bettchen beugt und die Knaben küßt — und dann durch die offene Thür in der daneben liegenden Schlafstube der Mutter verschwindet, wo auch Schwester Pottchen und ich schlafen.

Marianne eilt in das auf der andern Seite des breiten Flurs gelegene Schlafzimmer der Großmutter, die im Begriff ist, zu Bett zu gehn, — mit dem Freudenruf: »Frau Landkammerräthin, der Herr ist soeben gekommen, gewiß als Courier . . .«

»O, Marianne, Sie träumt!«

»Nein, wahrhaftig nicht. Ich habe ihm ja die Thür aufgeschlossen und die Treppe heraufgeleuchtet. Jetzt ist er bei der Frau drin. Aber sehr blaß ist er. Er hat als Courier sicher einen scharfen Ritt gehabt und ist erschöpft und hungrig. Ich werde geschwind Feuer anmachen. Fragen Sie den Herrn, was er essen möchte . . .«

Marianne geht in die Küche. Die Großmutter nimmt schnell ein Tuch um und eilt in das Schlafzimmer der Knaben. Im Nebenzimmer hört sie die Mutter leise sprechen . . .

»Welche Freude, lieber Sohn . . .« Mit diesen Worten tritt die Großmutter durch die offene Thür — und findet das Nebenzimmer leer. Die Nachtlampe brennt. Die Mutter regt sich unruhig im Schlafe und flüstert weich — zärtlich — mit glücklichem Lächeln: »Heinrich — Heinrich . . .«

»Um Gott, wo ist Heinrich?« ruft die Großmutter mit stockendem Herzschlag aus.

Die Mutter schlägt langsam die Augen auf, schaut sich besinnend um und sagt mit hervorbrechenden Thränen: »Wie süß habe ich geträumt! Mein Heinrich umarmte und küßte mich soeben zärtlich. Mir ist, ich spüre noch seinen warmen Athem . . . Wo der Theure jetzt wohl weilt?«

Da klagt ein Seufzer durch das Zimmer — leise — geisterhaft . . .

»Was war das?« — weint die Mutter auf. — »Heinrich, gibst Du mir ein Zeichen Deines Todes?«

Derselbe Seufzer, nur noch leiser — trauriger verklingend.

Der Großmutter drohen die Knie zu brechen. Eisige Tropfen perlen auf der bleichen Stirn und vor Angst und Grauen sträubt sich ihr das Haar. Aber sie gewinnt die Kraft über sich, zitternd zu sagen: »Christiane, beruhige Dich, das franke Vottchen seufzte wohl im Schlaf. Der Traum hat Dich aufgeregt. Der liebe Gott wird Heinrich — uns Alle nicht verlassen!«

Die alte Marianne ist froh-geschäftig auf der Thürschwelle erschienen. Sie sieht die Großmutter und Mutter in Thränen, von dem Vater keine Spur. Sie hört die letzten Worte . . . Laut weinend sinkt sie auf die Knie, streckt der Mutter die gefalteten Hände entgegen und will sprechen. Die Großmutter führt sie hinaus und gebietet ihr Schweigen. Marianne schwört schluchzend bei ihrer ewigen Seligkeit, daß sie den Vater lebhaftig gesehen habe. »Würde ich denn sonst wieder die Treppe

heraufgestiegen sein, das brennende Licht im Kinderzimmer auf den Tisch gesetzt, Sie gerufen und in der Küche Feuer angemacht haben? Es war der Geist meines armen todten Herrn! Darauf will ich noch in meiner Sterbestunde das heilige Abendmahl nehmen . . . «

Die Großmutter und Marianne blieben die Nacht weinend und betend bei einander. Die Mutter sollte von der Erscheinung nichts erfahren, bis sichere Nachricht vom Regiment angelangt.

Die kam nur zu bald. Bei Aspern, an den Ufern der hier vielarmigen Donau und auf der Donauinsel Lobau begann am 21. Mai die blutigste der Schlachten zwischen dem Erzherzog Karl und Napoleon. Ueber 200,000 Mann kämpften auf Tod und Leben gegen einander. Napoleon wollte mit seiner überlegenen Armee die Lobau und Donau bei Kaiserebersdorf überschreiten und jenseits die Oesterreicher gänzlich vernichten. Der Tagesbefehl des Erzherzogs Karl lautete am 21. Mai: Den Feind gänzlich hinter die ersten Arme der Donau zurückzuwerfen, die von ihm erbauten Brücken zu zerstören und das rechte Ufer der Lobau mit der stärksten Artillerie zu besetzen . . . Am mörderischsten wüthet der Kampf um den Besitz der Dörfer Aspern und Esling. Zehn Mal nehmen Napoleons Truppen Aspern — zehn Mal verlieren sie es wieder. Als die Nacht ihren Schleier über das blutige Schlachtfeld senkt — über Tausende von Todten und Sterbenden — da ist Aspern im Besitz der jubelnden Oesterreicher. Zwei Pferde sind unter dem Vater erschossen — auch der herrliche alte Goldfuchs, das Brautgeschenk der Mutter, der so viele Schlachten muthvoll überstanden. Zum letzten Mal, mit nassen Augen, streichelt sein Herr ihm zärtlich über die glänzende Mähne: »Treues Thier! Willst Du mir Quartier machen?«

Eine furchtbare Nacht folgt auf diesen Schlachttag. Konnte auch die Finsterniß dem Schlachten Halt gebieten — für die todmüden Kämpfer gibt es keine Ruhe. Die wildströmende

Donau kommen brennende Schiffe, schwer mit Steinen beladen, herabgeschwommen. Umsonst suchen die Franzosen sie in ihrem Laufe aufzuhalten — krachend prallen sie gegen die französischen Schiffsbrücken an . . . Die Brücken der Rettung zerschellen in Trümmer. Vergebens füllen die Franzosen die so gerissenen Lücken wieder aus. Immer neue Brander bringen neues Verderben . . .

Raum röthet sich der Morgen des 22. Mai, so beginnt der Erzherzog Karl die Schlacht auf's Neue durch einen heftigen Angriff auf Ehling. Die Franzosen suchen Aspern durch Sturm wieder zu nehmen. Die Marschälle Lannes, St. Hilaire und Dubinot stürmen wild auf das österreichische Zentrum ein, das der Erzherzog Karl in Person kommandirt, um es zu durchbrechen. Voran der Vater mit seinen badischen Dragonern. Er reitet einen Schimmel — das Vermächtniß seines Freundes Schimmelpfennig. Erst jetzt fällt ihm der Traum seines bangenden Weibes ein. Mit ahnungsvollem Lächeln sprengt er weiter . . .

Die österreichische Artillerie wirft den Heranstürmenden ein mörderisches Feuer entgegen. Umsonst stürzt sich der siegestrotrige wilde Massena in den Kampf . . . Umsonst sprengt der tapfere Lannes von einem Korps zum andern, die Soldaten zum Muth anzufeueren . . .

Bis gegen Sonnenuntergang hält der Vater mit seinen tapferen Badensern im Feuer von mehr als 200 österreichischen Kanonen. Da — im Begriff hinter dem Marschall Lannes, der vom Pferde gestiegen ist, auf einer kleinen Schiffsbrücke über einen Donauarm zu reiten — werden dem Marschall durch eine Kanonenkugel beide Knie zerschmettert. In derselben Minute reißt eine andere Kugel dem Vater das rechte Bein fort. Er hält sich fest an den Hals seines Schimmels, der von Blut überströmt ist. Seine Soldaten führen ihn aus dem Gewühl, heben ihn vom Pferd und betten ihn in einen Graben. Die grauenhafte Wunde nothdürftig mit einem Tuche verbunden,

das Casquet unter dem Kopf, bedeckt mit seinem Reitermantel, liegt der Arme zwei lange, lange Nächte und einen qualvollen heißen Tag hilflos, fast versmachtend da. Mit welchen Schmerzen und mit welchen Gedanken! Die fliegen unter dem Röcheln der Sterbenden, unter dem Gewimmer der Verwundeten immer und immer wieder über das blutige Leichenfeld hinüber zu einem einst so friedlich schönen Hause in Bruchsal — hinüber zu einer heiß geliebten jungen weinenden Frau in schwarzen Witwenkleidern und zu vier armen kleinen vaterlosen Waisen . . .

Der Tag ist für die Franzosen verloren. Napoleon muß den Rückzug befehlen. Auch sein tapferer St. Hilaire ist geblieben. Tieferschüttert wirft der Kaiser — sonst so blutgewöhnt, so kalt und regungslos beim Anblick seiner Leichenfelder — sich über den sterbenden Lannes. Der drückt ihm zum letzten Mal die Hand und flüstert mit erlöschender Stimme: »Vous allez perdre celui, qui fut votre meilleur ami et votre fidèle compagnon d'armes. Vivez et sauvez l'armée!«

Bis in die Nacht hinein sitzt der besiegte Kaiser einsam — regungslos — tief sinnend auf einem Baumstamm — in Mitten von 50,000 Todten und Verwundeten . . . Als von Eßling herüber seine zertrümmerte Armee an ihm vorüberfliehet und den Besiegten verhöhnt und beschimpft, da fliehet ein fremdes Lächeln über das bleiche Marmorgesicht . . .

In der Nacht fliehet der Kaiser in einem Fischernachen über die Donau nach Ebersdorf . . .

Ist nicht der todwunde badische Rittmeister, der da so einsam mit seinem reinen Soldatengewissen in dem blutgetränkten Graben dahinschmachtet, beneidenswerth neben diesem fliehenden Kaiser, dem die Jurien eines bösen Gewissens unaufhörlich zugellen müssen: Mörder! tausendfacher Mörder! Wie viel Menschenleben und Menschenglück hast Du in diesen beiden Tagen wieder Deinem stuchwürdigen Ehrgeize geopfert!

Endlich — nachdem der fast Verschwächete zum zweiten Mal die goldne Maiensonne über das Blut- und Leichenfeld aufgehn sah, findet man den vom Blutverlust ohnmächtigen Vater und bringt ihn mit anderen Verwundeten nach dem nahen Breitenlee in's Pfarrhaus. — Kaum hat der Erzherzog Karl vernommen, daß der auch von ihm persönlich gekannte und geschätzte frühere Stallmeister Bauer seines Bruders Ludwig in Breitenlee schwer verwundet liegt, so sendet er ihm sogleich seinen Leibchirurgus mit 100 Louisd'ors zur Pflege. Dieser Chirurgus allein amputirte in jenen Tagen 600 Verwundete.

Die nöthig gewordene Amputation bestand der Vater anscheinend gut, indem er sein Pfeisichen dabei rauchte. Er konnte sogar noch lange Briefe an die Mutter schreiben, die aber nie bei uns in Bruchsal anlangten. In dem jungen lebensfrischen Herzen erblühte noch ein Mal die Hoffnung auf ein irdisches Wiedersehn. Es ist so schwer, mit 28 Jahren zu sterben, wenn man so viel Lebensglück zurücklassen muß . . .

Aber es sollte nicht sein. Der kalte Brand ergriff die Wunde und am 28. Mai, Abends 10 Uhr — in derselben Stunde, da unsere alte Marianne in Bruchsal des Vaters Schatten sah und die träumende Mutter seinen Abschiedskuß fühlte, verschied er im Pfarrhause zu Breitenlee sanft — mit mildem, hoffnungsvollem Lächeln. Sein letzter Hauch war: »Ich sehe Euch wieder! Lebt wohl!«

Als die Mutter die sichere Todesnachricht erhalten und die Großmutter und Marianne ihr von der geisterhaften Erscheinung berichtet hatten, kam eine wunderbare Ruhe über sie. Wie verklärt sagte sie: »Ich danke Dir, Heinrich, daß Du Wort gehalten und von Deinen Kindern und von mir Abschied genommen hast. Auch ich werde mein Wort heilig halten und Dir über das Grab hinaus die Treue bewahren. Deinem Andenken und unseren Kindern sei hinfort mein Leben geweiht. Dein Geisterkuß wird mir Kraft verleihen!«

Die Mutter hat ihr Wort gehalten.

Bald sandten ihr die Kameraden des Vaters Uniform, seine Uhr und den Rest jener 100 Louisd'ors vom Erzherzog Karl.

. . . Erst nach fünfzehn Jahren durften die Mutter und ich am Grabe des Vaters beten und weinen. Von Wien aus, wo ich am Burgtheater gastirte, fuhren wir am 28. Mai 1834 an der Donau entlang in wenigen Stunden nach Breitenlee hinaus. Der dortige Pfarrer war inzwischen gestorben, aber der alte Messner lebte noch, der den Vater gepflegt hatte. Er konnte sich des jungen blonden badischen Offiziers noch recht gut erinnern, der so gern von Weib und Kindern sprach und selbst auf seinem Schmerzenslager noch heiter scherzte. Der Alte führte uns an einem Riesenhügel vorüber, unter dem 300 gefallene junge Kadetten schlummerten, an ein reich übergrüntes Grab. Dort unten ruht mein Vater mit einem württembergischen und einem französischen Offizier, die zugleich mit ihm in Breitenlee ihren Wunden erlagen.

Ich pflückte von dem Grabe einige wilde Frühlingsblumen und Kräuter und legte sie getrocknet in ein Papier . . . Nach acht Jahren schon konnte ich von dem frischen Hügel der Mutter auf dem alten Friedhofe zu Mannheim die ersten Beilchen brechen und zu den welken Blumen und Blättern legen . . . Drei und dreißig Lenze sah ich inzwischen wieder verblühen . . .

Eine welke Hand rührt in den welken Gräberblumen und Gräsern und Kräutern. Wie lieb die duften: Auf Wiedersehen — bald!

---

## 2. Die kleine Komödiantin.

Kinderspiel — wie weit! wie weit!  
Was das Kinderspiel entfaltet,  
Erstes Leben ernst gestaltet,  
— Frühlingsblüt' reift Sommerzeit!

Meine eigenen Erinnerungen werden klarer, lebensvoller. Gestalten und Bilder nehmen bestimmtere Umrisse und Farben an. Ich sehe mich selber vor mir, wie in einem Spiegel.

Ich bin ein wildes, jungenhaftes Vindchen, fast noch wilder als die gutmüthigen, geistig früh geweckten, aber unbändigen Brüder Karl und Louis. Ich trage bis zu meinem sechsten Jahre auch Knabenkleider und das lichtblonde Haar kurzgelockt à la Titus. Die Mutter meint, dies Kostüm passe besser zu meiner großen Nase und den knabenhaften Zügen, meinem leichten Gange und der Mobilität in allen meinen Bewegungen. Ich zerrisse überdies schon so sündhaft viele Jungenshöschen und Kaputröcke von derbem Stoffe — wie das erst mit den leichteren Mädchenkleidern werden würde? Das grämt mich wenig. Ich tummle mich mit den Brüdern und ihren Kameraden auf Hof und Straße, auf Speichern und Heuboden, durch Feld und Wald lustig umher und spiele mit ihnen Räuber und Soldat. Ich bin nicht wenig stolz auf meinen Sonntagsanzug von dunkelblauem Tuch mit Spitzentragen, auf mein dunkelblaues Sammetbarett mit silberner Troddel und meine hellgelben Saffianstiefelchen. Am stolzesten aber bin ich, wenn man mich für einen Jungen hält.

benen Arm wegspringen, Verlorenes suchen, sogar aus dem Wasser apportiren, ein Stückchen Zucker, auf seine rosigte Nase gelegt, in die Höhe schnellen und geschickt auffangen, das breite silberne Serviettenband auf dem Tische zierlich umkippen, um das darunter liegende Krümchen Brod wegzuschnappen, und er kann auf den Hinterbeinen mit mir walzen und galoppiren. Nein, es gibt nichts Liebenswürdigeres als meinen Ami!

Und dann schmettern die Trompeten und rasseln die Trommeln. Die Franzosen ziehen weiter nach Rußland — in den Tod. Der Colonel hebt vor unserer Thür seine Mutter in den Wagen und steigt zu Pferd. Ich halte Ami mit meinen Armen umschlungen und weine bitterlich und küsse ihn immer wieder zum Abschied. Das kluge Thier leckt meine Hände und die Thränen von meinen Wangen. Erst als der Oberst davonsprengt und der Wagen der Mutter sich in Bewegung setzt, wird Ami unruhig. Er winselt und sieht mich traurig — bittehend an. Da küsse ich ihn zum letzten Mal und lasse ihn los. Langsam läuft er dem Wagen nach. An der Straßenecke winken der Colonel und seine Mutter noch ein Mal mit den Tüchern zum Abschied. Ami erhebt sich auf den Hinterbeinen und stößt ein klägliches Geheul aus . . . Dann ist Alles verschwunden . . .

Als dann im Dezember 1812 immer grauenerregendere Nachrichten von dem Untergange der Napoleonischen Armee im Eise Rußlands und in den Wellen der Beresina nach Bruchsal gelangen — als harte Herzen jubeln über dies Gottesgericht, das endlich den himmelftürmenden Troß und Hohn des Tyrannen Napoleon zerschmettert — da weint mein Kinderherz bitterlich um meinen armen lieben Ami und den freundlichen Colonel und seine gute Mutter, die wohl mit einander begraben sind unter Rußlands Schnee und Eis — zugleich mit einer halben Million Menschen und hunderttausend Pferden.

Wir Kinder rufen uns auf der Straße das neueste Räthsel zu: »Was bedeuten die vier gestickten N auf den französischen Rockschößen?«

»Nur Nicht Nach Norden!«

Wie wird der junge Lieutenant Schell bei seiner glücklichen Heimkehr aus dem russischen Feldzuge von angstvollen Eltern, Gattinnen, Kindern umringt und mit Fragen bestürmt nach so grauenhaft vielen Nichtheimgekehrten! Fast immer muß er traurig den Kopf schütteln: »Ich habe nichts wieder von ihm gesehn!« Gegenüber dieser qualvollen Ungewißheit ist sogar die Nachricht ein Trost: »Ich sah ihn als Leiche im Schnee liegen!« — Und wie Furchtbares weiß Schell von seinen eigenen Leiden zu erzählen!

Für uns Kinder aber hat das meiste Interesse die Geschichte von dem Napoleond'or, den der Lieutenant als Griff seines Uhrschlüssels an der Petschaftkette trägt. Das klingt so wunderbar märchenhaft.

Napoleon hat in Fässern 16 Millionen in Gold mit nach Rußland genommen. Auf der wilden Flucht brechen die Wagen in Trümmer und, von der grimmigen Kälte geborsten, liegen die Fässer im Schnee. Todmatte halbverhungerte und erstarrte Flüchtlinge schleppen sich vorüber . . . Da leuchtet das brechende Auge noch ein Mal auf — im unsterblichen Golddurst. Gierige Hände raffen das blinkende Gold ein . . . Die goldne Last zieht die kraftlosen Flüchtlinge nur um so schneller in den tiefen Schnee nieder — in den Tod! — Auch Lieutenant Schell füllt seine Taschen mit Goldstücken. Für ihn werden sie zu Rettern. Er hat noch die Kraft, einen bewohnten Ort zu erreichen. Er kann für Schlitten und Pferd, Pelze und Nahrung das Gold mit vollen Händen bieten. So wird er gerettet. Den letzten Napoleond'or trägt er dankbar zum Andenken.

Nach und nach kehren noch einige deutsche Soldaten zurück, die von den Russen gefangen und nach Sibirien geschickt wurden. Daraus erblühen Hoffnungen, die manches Mutterherz mit seiner unendlichen Liebe thränenbethaut bis an's eigene Grab hegt und pflegt. Eine solche Mutter lernte ich nach Jahren in Mannheim kennen: Gräfin Dettingen!

Aber neue lustige bunte Truppendurchzüge und Einquartierungen verwischen bald diese traurigen Bilder und meine Kinderthränen um Ami. Polnische Mänen und österreichische Artilleristen, böhmische und ungarische Nobelgarde, langbärtige Russen, blickäugige, phantastisch gekleidete Mamelucken, schlanke geschmeidige Tschertessen und kleine häßliche Kosacken lösen einander in unserem Hause ab. Ja, da gibt es für die neugierigen Kinderaugen immer wechselnde lachende Bilder.

Ein österreichischer Adjutant kommt im vollen Regen in's Quartier und stellt sich sogleich, ohne nur ein Uniformstück abzulegen, an den Tisch, um schnell einen Rapport zu schreiben. Aber fortwährend fallen große Tropfen auf sein Papier. . . »Donnerwetter, is dös a Quartier, a so schönes Haus und doch tröpfelt's am lichten Tag durch die Decken!« — Grollend schaut er hinauf zur Zimmerdecke — er sieht zu seiner Verwunderung weder Riß noch nasse Stelle, aber auf seine Nase fallen neue Tropfen nieder. Fluchend schiebt er den Tisch in eine andere Ecke der Stube — umsonst! Es tropft wieder auf's Papier. Länger halten wir Kinder unsere Weisheit nicht zurück. Lachend zeigen wir auf den Kopf unseres Gastes. . . Dem geht endlich ein Licht auf und gedankenvoll schüttelt er sein würdig Haupt, daß ein förmlicher Regen ihn rings umzittert. Noch gedankenvoller nimmt er seine Kopfbedeckung ab, schaut sie sinnend an und spricht das große Wort: »Deizel, dös is also mein Czako, dös so tropft. Dös kummt von zu nassem Frühstück!«

Dies geflügelte Wort blieb den Brüdern und mir unvergesslich. That Einer in der Zerstretheit etwas recht Dummes, so hieß es gleich: »Deizel, dös is mein Czako, dös so tropft. Dös kummt von zu nassem Frühstück!«

Ein junger böhmischer Offizier spielt Tag und Nacht auf seiner Flöte die schwächendsten Weisen. Die holde ferne Marianka nimmt sein Sinnen und Trachten so ganz ein. Ob dies

zärtliche Herz auch aus dem eroberten Paris alle gestötte Sehnsucht nur nach Leitomischl dirigiren wird? Glückliche — unwissende Marianka!

Unser Kinderstolz ist ein prachtvoller russischer Fürst, der mit einem glänzenden militärischen Gefolge und einem Troß von Köchen und Bedienten in unserem Hause in Quartier liegt. Da wird gekocht und gebraten und für die lederen Kindermäulchen fällt manch fetter Bissen ab. Den ganzen Tag über furrert der große silberne Samovar und duftet der echte Karavanentheee. Der wird in großen dunkelblauen goldverzieren Tassen servirt — wahren Riesen von Tassen, wie ich sie erst nach Jahren in Petersburg wieder sehen sollte.

Schwester Lottchen hat das fürstliche Vaterherz so ganz gewonnen, daß der Fürst sie durchaus mit nach Rußland nehmen und seinem einzigen jungen Sohne vermählen will. Doch die Mutter bleibt standhaft bei den glänzendsten Verheißungen.

Hurrah! Die Kosacken sind da. Die kleinen häßlichen — lieben närrischen Kosacken mit ihren wilden Bärten und flinken zottligen Pferdchen. Die gutmüthigsten und zärtlichsten Kinderfreunde. Die haben alle Bruchsaler Kinderherzen im Sturm genommen. Sie sind so possirlich und zutraulich und machen uns Kindern so gern eine Freude. Mögen sie sich auch — wie Schwester Lottchen entrüstet behauptet — nie waschen und die ihnen gespendete Seife sogleich mit dem größten Behagen aufschmausen, wie wir selber staunend sehen — das trübt unsere Freundschaft nicht. Verstehen die Armen auch kein Wörtlein Bruchsal'sches Deutsch und wir keine Silbe Kosackisch, — wir unterhalten uns doch prächtig mit einander. Sie nehmen uns auf ihre wilden mageren Pferde und im Galopp jagen wir durch die Straßen und schwenken die Mützen und rufen jubelnd: »Hurrah! Hurrah! Die Kosacken sind da!« — Unsere bärtigen Freunde ziehen dabei ihre breiten Mäuler vor Vergnügen lachend noch breiter — fast unmöglich breit und schmetterern ihr bestes Kosackisch in unsern Jubel hinein.

Und wie revangiren wir Kinder uns für das Vergnügen, das die lieben Kosacken uns machen! Wir mausen den Müttern aus Speisekammer und Keller Mehl und Eier und Butter und Speck und Wein und Rum und Schnaps und — Talglichte und schleppen Alles den ewig hungrigen und durstigen Kosacken in die Küche der Kaserne. Die backen dann wundersame Eierkuchen, die sie redlich mit uns theilen. Wie schmecken die doch um so viel köstlicher, als Mariannens Meisterwerke der Pfanne! Nur an die Talglichte können wir uns nicht gewöhnen, die unsere Freunde zum Dessert mit Hochgenuß hinabschlucken. Ja, es kommt uns wohl gar ein gewisses unheimliches Gefühl, wenn wir diesem Schmause nur zuschauen. Verwundert und mitleidig schütteln die Kosacken ihre Zottelköpfe über diesen erstaunlichen Mangel an gastrosophischer Feinesse. Après-diner, wenn auch das Getränk seine beseligende Wirkung ausgeübt hat, — wie wirbeln da die krummen Kosackenbeine in den rothen Stiefeln und faltigen blauen Hosen und die geschwenkten Arme mit den schnalzenden Schmutzfingern und die langen blauen Raftane in der Küche herum, daß die Fensterscheiben klirren und die Töpfe und Schüsseln von den Gesimsen herabhüpfen . . . Nach Jahren sah ich in Berlin die gefeierten Tänzerinnen Desargus und Galster in blausammetenen, pelzverbrämten Kostümen mit den graziösesten Pas ihre Kosackentänze tanzen — aber: »Luise, Deine Limonade ist matt!«

Liebetrübt geben wir Kinder unseren abziehenden Kosacken das Geleit bis vor die Thore Bruchsalz. Sorgenvoll zählen die Eltern ihre Kinder und ihr Silberzeug, wie viel davon die Kosacken mitgenommen. Die Kinder bleiben ziemlich vollständig, aber des Silberzeugs wird nach jeder Einquartierung immer weniger. Und daran sind zu unserem Kinderstolz nicht nur die Kosacken Schuld. Das spürt auch der einst so reiche Silberschrank der Mutter, der noch von dem seligen Landkammerrath Stockmar und dem Hofchirurgen Ramdor stammte.

Am glänzendsten ist aber das buntbewegte Kriegsleben in

dem großen, prächtigen Schlosse zu Bruchsal. Einst eine üppige Bischofsresidenz, ist es seit 1801 der Wittwensitz der herrlichen Markgräfin Amalie. Ein selten-reiches Fürsten- und Frauenleben, — reich an strahlender Freude, aber doch noch reicher an Schmerzen!

Sie ist eine Tochter des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt. Ihre geistvolle, schöne Schwester Luise Auguste ist die Gemalin Karl August's von Weimar und die leuchtende Muse eines Goethe, — von ihm besungen:

Es weilt so hoch, es blinkt so schön  
Wie droben jener Stern!

Eine dritte Schwester, Friederike Luise, wird die unglücklichste Königin von Preußen, Gemalin Friedrich Wilhelm II., die einer Madame Riez-Lichtenau weichen muß. Die vierte Schwester stirbt in blühender Jugend als Großfürstin Paul von Rußland — man sagt: an Gift.

Prinzessin Amalie heirathet den liebenswürdigen Erbprinzen, Markgrafen Karl Ludwig von Baden. Es ist die glücklichste Ehe. Drei wunderschöne Töchter sind berufen, drei stolze Throne zu schmücken: die Kaiserin Elisabeth von Rußland, die Königin Friederike von Schweden und die Königin Karoline von Bayern. Zwei andere Töchter vermählen sich dem Großherzoge Ludwig II. von Hessen und dem Herzoge Friedrich Wilhelm von Braunschweig. Ihr einziger Sohn, Prinz Karl, wächst blühend heran — eine Hoffnung für den Thron von Baden. Eine Tochter, Amalie, bleibt unvermählt bei der Mutter.

Aber das Unglück reitet schnell: Im Jahre 1801 besuchen die glücklichen Eltern ihre jüngst verheiratheten Töchter Elisabeth in Petersburg und Friederike in Schweden. Am 16. Dezember nehmen sie von der Königin Friederike im Schlosse Gripsholm Abschied, um das Weihnachtsfest in Karlsruhe zu verleben. Wenige Stunden später schlägt der Schlitten des Markgrafen so heftig um, daß dieser nur als Leiche nach Baden zurückkehrt.

Und jetzt trifft Schlag auf Schlag das arme Mutterherz. Die Herzogin von Braunschweig muß vor Napoleon aus ihrem Lande fliehen und stirbt in Schweden — in der Verbannung. Deren Gatte, Herzog Friedrich Wilhelm, fällt bei Quatrebras. König Gustav Adolf IV. und Königin Friederike von Schweden werden mit ihren Kindern 1809 von ihrem eigenen Volke aus dem Lande getrieben und finden nirgends Schutz, als am Mutterherzen der Markgräfin Amalie. Und dies arme Herz und thränenmüde Auge muß dann noch ihren einzigen Sohn, den ritterlichen Großherzog Karl von Baden, und dessen beide Söhndchen, die Hoffnungen des Landes, und fast alle ihre Töchter und Schwiegersöhne vor sich in's Grab sinken sehen!

Eine hohe schlanke, vornehme Erscheinung, um die grauen Locken schwarze Schleier, mit feinen blassen welken Zügen und matten blauen Augen, denen man ansieht, daß sie schon viel geweint haben, — über Gesicht und Haltung eine unbeschreiblich rührende Müdigkeit ausgegossen — — so steht die Markgräfin-Witwe in meinen Kinder-Erinnerungen vor mir. Ganz Bruchsal verehrt sie als seine Wohltäterin.

Und zu dieser Witwe eilen die glänzendsten Herrscher Europa's, ihr Ehrfurcht zu zollen.

Voran der Kaiser Napoleon. In tiefe Trauerkleider gehüllt, im bleichen Antlitz den Schmerz der Niobe um ihre hingeschlachteten Kinder und doch in Haltung und Ton und Worten die hohe Würde einer edlen deutschen Landesmutter — empfängt die Markgräfin-Witwe von Baden den Senker Deutschlands. Und er beugt sich tiefer vor diesem Schmerz und dieser keuschen Frauenwürde, als vor einer siegreichen regierenden Kaiserin. Nur drei Fürstinnen haben dem korsischen Advokatensohne so zu imponiren gewußt: Königin Luise von Preußen — Großherzogin Luise Auguste von Weimar — und deren Schwester von Baden.

Ganz Bruchsal harret bald noch erwartungsvoller vor dem Schlosse. Die Großmutter und Mutter haben durch den Oberst

von Heimrot das Fenster eines Seitenflügels eingeräumt erhalten. Ich trample jauchzend auf dem Fensterbrett herum, gehütet von Marianne's Händen. Schwester Lottchen steht sinnend neben mir. Die Brüder tummeln sich draußen unter der Menge herum . . . Da rollt eine goldblitzende Hofequipage mit sechs wunderschönen milchweißen Pferden heran, vorauf die sammtjackigen stinken Laufer der Markgräfin. Wie die Feenkönigin entsteigt dem Wagen eine hohe leuchtende Frau, über das weißatlassene goldgestickte Unterkleid purpurrother Sammet mit langer golddrauschender Schleppe, um das funkelnde Diamantendiadem und die nachtdunklen Locken einen duftigen golddurchwebten Schleier. Mit bezaubernder Anmuth und Hoheit schwebt sie leicht und schnell die Marmorstufen hinauf und umarmt herzlich — ehrfurchtsvoll die verwitwete Markgräfin . . . Es ist die strahlende Kaiserin Josephine von Frankreich — — bald die trauernde Verstoßene von Malmaison . . .

Durch die blühenden Baumgänge des weiten alten Schloßgartens wogt und schimmert es heran — wunderschöne leuchtende Frauen — glänzende Kavaliere — liebliche Kinder — lachend — plaudernd — spielend . . . Das sind die Kinder und Enkel der Frau Markgräfin, die sich alljährlich um die gütigste Großmama sammeln. Der schlanke stattliche Mann, der da am heitersten plaudert und scherzt und lacht, ist der Kaiser Alexander von Rußland, der erste Kavaliere und Causeur seiner Zeit, am Arme der graziosen und geistsprudelnden Großherzogin Stephanie von Baden, der Adoptivtochter des Kaisers Napoleon. Der leutselige König Max Joseph von Baiern mit dem guten bürgerlichen Gesicht und dem behaglichsten Lächeln führt seine Schwägerin, die hoheitsvolle milde Kaiserin Elisabeth von Rußland. Die Frau Markgräfin stützt sich auf den Arm ihres rosigten Enkels, des Kronprinzen Ludwig von Baiern. Die schönste von allen Frauen ist aber die Königin Friederike von Schweden, mit den herrlichen dunklen Locken, den feinen wehmüthigen Zügen und den großen tiefblauen Augen, die so

eigen leuchten, wie unter Thränen — die schönste und die traurigste . . .

Und glänzende Feste durchrauschen das prächtige Schloß und den blendend illuminirten Garten, den hohen Gästen zu Ehren.

So erscheint uns Kindern der Witwensitz der Markgräfin Amalie wie ein Märchenschloß. Es betreten zu dürfen, ist unsere höchste Sehnsucht — mein vielbeneidetes Glück.

Ich habe im Schlosse eine freundliche Gönnerin, die gute »Bäse Gretel«, Tante meiner Wärterin. Als Silberdienerin der Markgräfin bewohnt Bäse Gretel im vierten Stock des Schlosses ein behagliches getäfeltes Zimmer mit freiem Blick über das wogende Baumgrün des Schloßgartens. Dies Zimmer mit seinen vielen altmodischen Rippen und verschnörkelten Möbeln, einer Spielbause, zu deren verschollenen Melodien eine französische Reifrockschäferin mit ihrem zierlich frisirten und gepuderten Amynthas auf den porzellanenen Schenspitzen eine Menuette tanzt, — mit der großen rothgedruckten Bilderbibel und den immerblühenden Rosen sind meine Wonnen. Zuerst trägt mich meine Wärterin die vielen Treppen hinauf — später klettere ich fast täglich allein in die Höh. Bäse Gretel hat mich in ihr einsames altes Herz geschlossen. Alle ihre Herrlichkeiten und theuren Andenken aus verblaster Jugendzeit kraut sie vor mir aus zum Spielen und ein kleines, mit Buchsbaum kunstvoll ausgelegtes Spiegelschränkchen spendet auch regelmäßig irgend eine Leckerei. Am Osterfest nach der Kirche erwartet Bäse Gretel mich und die Geschwister und meinen liebsten Gespielen Gustav freundlich im knospenden Schloßgarten. Da hat der Osterhase die köstlichsten rothen und blauen und gelben Eier in die hohen alten Buchsbaumhecken mit dem betäubenden Frühlingsdunst und in die blühenden Nestchen von Leberblumen und Krokos gelegt. Schmetterlinge gaukeln und Bienen summen fröhlich über den ersten Blumen und Bäse Gretel wird wieder jung mit uns jubelnden Kindern . . .

Welch ein Fest, wenn ich in Abwesenheit der Markgräfin an Base Gretels Hand das ganze große Schloß mit seinen weiten Marmor- und Spiegelsälen und vergoldeten hundertjährigen Prunkgemächern durchwandern darf. Der eine weiße Marmorsaal mit den goldenen Kapitälern und mythologischen Deckengemälden ist so groß, wie die Reitbahn in der Dragoner-Kaserne. Wenn ich in dem Spiegelsaal mich umschaue, lachen mich hundert verwunderte Kaputrock-Vinchen an und hundert vergnügte nickende Flügelhauben der Base Gretel, von denen jede Riesentolle ein artiges Kinderhäubchen abgeben könnte. Ein anderer Saal ist mit farbenprächtigen Gobelins behängt, welche die Irrfahrten des göttlichen Dulders Odysseus vor Troja — bei den Cyclopen — bei der Nymphe Kalypso und der herrlichen Königstochter Nausikaa darstellen. Daran schließen sich die Abenteuer des jungen Telemach. — Heimlich zieht Base Gretel eine große Flötenuhr auf und freut sich, wenn ich zu ihren französischen Tanzmelodien so leicht wie eine Bachstelze dahinhüpfe. . . .

Das entzückendste von allen Wundern des Schlosses aber bleibt doch: die Geistertreppe und das Spukzimmer. Wie lauschte ich schon auf dem Arm meiner Wärterin, wenn die Kindermägde sich geheimnißvoll erzählten: »Es spukt im Schlosse! Die weiße Frau und noch sonst etwas viel Schlimmeres!« — In der Dämmerung der Frühlings- und Sommerabende sitzen wir Kinder auf den Trittssteinen vor den Hausthüren und vertrauen uns gruseln an: »Es hat über Nacht wieder im Schlosse gespukt!« — Ach, wie stolz ist dann das Vinchen, daß sie von allen Kindern allein die Spuktreppe und das Spukzimmer des Schlosses betreten hat.

Immer will Base Gretel an der geheimnißvollen Treppenthür im Winkel des rechten Schloßflügels vorübergehn — aber immer betteln und schmeicheln ich so lange, bis sie öffnet. Geheimnißvoll — wonnig durchschauert — steige ich an Base Gretels Hand und fest an sie geschmiegt eine schmale dunkle

Treppe hinab. Wie dumpf jeder, auch der leiseste Tritt wiederhallt! Noch eine Thür wird geöffniet — wir stehn im Geisterzimmer. Ein müdes Licht fällt durch die dicht zugezogenen purpurrothen Gardinen. Das Täfelwerk der Wände ist dunkelgebräunt. Wie das knistert und bohrt! Das ist der Holzwurm, der da ungestört und unermülich bei Tag und Nacht in dem Getäfel und den schweren hundertjährigen Möbeln mit dem verschossenen rothen Seidenbezuge arbeitet. An den Wänden herum — unter jedem Stuhl und Tisch zeugen gelbweiße Mehlhäufchen von des Holzwurmes unverkümmertem Fleiße. Auf einer Console steht eine schwarze Marmoruhr — die goldnen Zeiger unbeweglich auf Mitternacht — stumm — todt! Dort in der Ecke das riesige Himmelbett mit den rothen Vorhängen und rothen Polstern — so schreckensvoll, wie das Hochgericht. Und sieh', Linchen, in den Polstern den Druck, als ob sich hier noch so eben ein schlummernder Menschenleib einschmiegte — lege die Hand hin, das Bett muß noch warm sein — — und dort, o Grauen! vor dem Lager auf den eichenen Dielen ein großer schwarzer Fleck — — das ist Blut — — Menschenblut!

Horch! Hörst Du auf der Treppe die schweren schleichen- den Tritte? Die Stufen knacken — ein Schwert stößt an und klirrt — ein leiser dumpfer Fluch — geheimnißvoll dreht sich der Schlüssel im Schloß — rasselnd springt die Thür auf — bewaffnete bischöfliche Meuchelmörder stürzen herein und auf das Bett zu — ein heller Angstschrei — kurzes Ringen — Verwünschungen — dumpfes Stöhnen . . . Der fremde Gesandte, der des Bischofs lichtscheues Geheimniß weiß, ist ermordet . . .

Zitternd berge ich mein Gesicht in Base Gretels Rockfalten. Meine rege Kinderphantasie hat alle Schrecken, die sich nach den Erzählungen der Bruchsaler allnächtlich auf der Spuk- treppe und im Geisterzimmer wiederholen sollen, vor mir ver- körperert. Base Gretel schleppt mich geschwind in's goldene Tageslicht zurück und gelobt, nie wieder mit mir einen Schritt in die Spukregionen zu setzen — — — um schon

bei unserer nächsten Schloßwanderung ihr Gelübde meinem Schmeicheln zu opfern.

... Viele Jahre gingen vorüber. Die Frau Markgräfin und Base Gretel waren gestorben und das schöne Schloß zu Bruchsal zu Regierungsbureauz und Beamtenwohnungen eingerichtet. Im Jahre 1846 wohnte in jenem Geisterflügel der Schwager meines Bruders Karl, Oberst von Hinkeldey, der mit seinem Regiment von Mannheim nach Bruchsal versetzt war. Man neckte ihn mit dem Spukzimmer. Als beherzter, vorurtheilsfreier Mann, der so oft über Kaiser Napoleon gespottet, weil dieser im Schlosse zu Rastatt Nachts Badens unglückverkündende »Weiße Frau« gesehen haben wollte und darum sogleich das Geisterschloß räumte, — und um dem Gerede für immer ein Ende zu machen, ließ der Oberst jenes Zimmer zu seinem Schlafgemach einrichten. Aber er hat nur die ersten Nachtstunden drin zugebracht. Am Morgen fanden die Töchter ihn erschöpft auf dem Sopha des Wohnzimmers ruhen. Er befahl sogleich, die Eingänge zur Spukterrasse und zum Geisterzimmer mit Brettern zu verschlagen und zu vernageln. Er hat jene Räume nie wieder betreten. Auf alle Fragen schüttelte er nur verdüstert den Kopf: »Fragt mich nicht. Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, Horatio, als Eure Schulweisheit sich träumen läßt!«

Doch zurück zu den harmlosen Kindertagen und frohen Kinderspielen.

Das Schloß zu Bruchsal sollte für mich bald eine erhöhte Bedeutung gewinnen. Meine kleine Person war berufen, in den so oft bewunderten Gesellschaftsräumen der Frau Markgräfin wenigstens für einen Abend als »kleine Komödiantin« eine gewisse Hauptrolle zu spielen, wenn auch keine sehr erbauliche.

Ich hatte zwei Titel: »Großnase« und »kleine Komödiantin«. Der erste demüthigte mich gar nicht, der zweite erfüllte mich mit Stolz. Ich erwarb ihn mir schon sehr früh.

Mein »erster theatralischer Versuch« datirt aus der glücklichsten Zeit, da ich noch auf der Mutter Schooß saß. — Schwester Lottchen und die Brüder hatten auf einem Marionetten-Theater den »Verlorenen Sohn« — »Die goldene Mausefalle« — und »Die heilige Genoseva« gesehn. Das letztere Stück hatte sie so gerührt, daß sie es uns zu Hause selber vorspielten. Lottchen gab die schöne unglückliche Genoseva mit aufgelösten Haaren, Louis den Grafen, Karl mit einer wahren Wuth den Bösewicht Golo. Die Großmutter, die Mutter, Marianne, die große weiße Kaze und ich waren das Publikum des ersten und zweiten Plages. Mimi erwies sich aber als die undankbarste Zuschauerin, denn sie schlief schnurrend ein. Marianne war so gerührt über die Leiden des geliebten, frommen Lottchen und so indignirt über die Niederträchtigkeiten des armen Karl, daß sie den ganzen Abend über in Thränen schwamm und dem Karl mehrere Tage hindurch nicht wieder gut wurde. Ich saß da, ganz Auge und Ohr. Eine neue entzückende Welt ging vor mir auf. Bei den leidenschaftlichsten Hauptaktionen strampelte ich mit Händen und Füßen und kreischte mit Golo-Karl in die Wette. Als aber am Schluß der bleiche Graf Louis, vom Bösewicht Golo mit einem Lineal erstochen, am Boden lag und Genoseva sich kaum von der theuren Leiche erhoben hatte — da strampelte ich eilig vom Schooß der Mutter herab und warf mich — wie ich es von Lottchen gesehen hatte — mit ausgebreiteten Armen über Louis und schrie immerfort: »O, ich unglücksel'ges Weib!«

Von jetzt an war der Großmutter großer weißer Haubenkopf vor mir nirgends mehr sicher. Ich schleppte ihn in einen Winkel, kostümirte ihn mit der Großmutter Hauben und Tüchern oder mit den Mützen und Jacken der Brüder und führte die wundersamsten Scenen und Dialoge mit ihm auf — bis

der unglückliche Haubentopf einst vom Stuhl fiel und sich die Nase und obenein das Genick brach.

Als ich aber gar von einer kleinen Wandertruppe Holbergs »Politischen Kammengießer« und eine Pantomime: »Des Großvaters Geburtstag« und auf dem Schloßplatz einen zauberhaft kostümirten Seiltänzer springen sah — da war die kleine Komödiantin völlig außer Rand und Band und nicht wenig stolz darauf, daß man ihren Produktionen so viel Theilnahme schenkte.

Herrschte Trübsinn im Hause, so riefen die Brüder gewöhnlich: »Komödiantin, spiele uns etwas vor!« — und die kleine Komödiantin gab sich alle Mühe, die Traurigen zu erheitern. — Wenn bei Kaffeewisiten die Unterhaltung stockte, hieß es: »Linchen, tanze!« und freudestrahlend that ich mein Bestes. Einen Stock als Balancirstange nach Art der Seiltänzer haltend, stellte ich mich auf eine Kiste des Fußbodens, und hin und her ging es auf dem Pseudo-Seil mit den zierlichsten Pas . . . Eine alte Dame, die einst diese Seiltänzer sprünge sah, hielt mich für — behext und schlug das Kreuz vor mir. Erst meine, der Kammerjungfer abgelauschten Lieder: »In einem Thal bei armen Hirten« und »Willst Dich, Hektor, ewig von mir wenden«, welche ich rein und wohlklingend singen konnte, vermochten sie etwas zu beruhigen.

So sah mich der Oberst Heimrot, der als des Vaters Regiments-Kommandeur stets ein treuer Freund unseres Hauses blieb und zu den Tarol-Partien der Mutter gehörte, einige Mal tanzen. Sogleich bestürmte er die Mutter: mich nach Paris zu senden und dort von Bestris zur Tänzerin ausbilden zu lassen. Ich habe die für eine Solotänzerin in erster Reihe erforderliche angeborne Grazie, die keine Kunst erzielen könne, und ein ungewöhnliches pantomimisches Talent . . . Die Mutter wollte nichts davon wissen und Schwester Lottchen sagte mit frühreifer Entschiedenheit stets, wenn wieder die Rede auf dies Projekt kam: »Nein, Vina soll nicht für Geld vor fremden Leuten tanzen und springen!«

Oberst Heimrot war der liebenswürdigste Gesellschafter und seiner geselligen Talente wegen in ganz Bruchsal und besonders auch von der Frau Markgräfin sehr geschätzt. Er war unermüdblich, Dilettanten-Konzerte, Liebhaber-Theater, Tanzkränzchen, Landpartien und andere Feste zu arrangiren und dadurch den freundlichsten geselligen Verkehr zwischen Militär und Civil, Adel und Bürgerschaft herzustellen.

Residirte die Markgräfin in Bruchsal, so war Oberst Heimrot bei allen Hoffesten der unerschöpfliche Maitre de Plaisir. Wer Talent und Bildung besaß, wurde zu diesen angenehmen Abendunterhaltungen im Schlosse herangezogen und mußte nach Kräften mitwirken.

Meine Mutter spielte vortrefflich Guitarre, Oberst Heimrot war ein Virtuos auf der Flöte. Beide hatten einst für ein kleines Hofkonzert ein Duo eingeübt.

Die Mutter präludirt gewandt auf ihrer Guitarre — Heimrot setzt die Flöte an die gespitzten Lippen . . . aber, wie er einfallen soll, kann er seinem Instrument keinen Ton entlocken. — Die Mutter beginnt ihr Präludium von vorn — Heimrot setzt zum zweiten und zum dritten Mal die Flöte an — umsonst! Sie bleibt tonlos.

Da verneigt der tapfere Oberst sich tief vor der Markgräfin und sagt: »Hoheit! Was dem Donner der Schlachten nie gelungen ist, bewirken hier die mildesten und gnädigsten Augen meiner Herrin. Die Angst vor einer Niederlage hat mir total den Athem geraubt. Ich bin besiegt und bitte um Gnade!«

Die Markgräfin lächelt gütig: »Mein Herr Oberst, Sie sollen in acht Tagen Revanche haben. Wir freuen uns darauf, dann von Ihnen und der Frau Rittmeisterin besiegt zu werden!«

Und beim nächsten Konzert ging das Flöten- und Guitarren-Duo brillant.

Dieser Oberst Heimrot hatte der Frau Markgräfin so viel Wunderdinge von meiner ungekünstelten Tanzkunst erzählt, daß die hohe Frau neugierig wurde und mich zu sehen wünschte.

Bei der nächsten Soiree im Schlosse mußte also die Mutter mich mitbringen.

Ich war selig über mein neues Jungenkostüm von grünem Percal mit weißen Höschen. Ich küßte auch der Frau Markgräfin zierlich die Hand, wie die Mutter es mich gelehrt hatte, ließ mir von ihrer weichen Hand die hellen Locken gern aus der heißen Stirn streichen und die süßen Leckerbissen vorzüglich schmecken. Ich war das artigste Vögelchen von der Welt. Als aber der Oberst Heimrot mich zum Tanz vorführte — da ward ich wie besessen. Ich warf mich über einen Sessel und strampelte mit Händen und Füßen deckenan und schrie, wie am Speer: »Ich tanze und springe nicht für Geld vor fremden Leuten — mein Vögelchen hat's gesagt!« — Und dabei blieb ich, mochte die Mutter auch ihre ganze Strenge entfalten und mir heimlich ein Paar Klapsen und Kopfnüsse appliciren — mochte der Oberst Heimrot mit seiner grimmigsten Miene mich bei den Schultern packen und auf die Füße stellen — mochte die Frau Markgräfin mir auf's Gütigste zureden und Leckereien und Spielsachen versprechen . . . Das unartige Vögelchen zeigte sich im vollsten Glanz und behielt seinen Trostkopf, bis die tiefbeschämte Mutter mich mit einem fühlbaren Denktettel nach Hause schickte. Dort weinte ich dann untröstlich: vor Scham über meine Ungezogenheiten, die der Mutter die Freude des Abends verdorben hatten, — vor Reue über das verlorne Vergnügen, das ich mir selber so muthwillig und kindisch zerstört hatte.

Ja, schon das Kinderherz hat seine geheimnißvollen Dörnchen, die zu gefährlichen Stacheln für das ganze Lebensglück heranwachsen, wenn eine kluge und liebevoll energische Hand sie nicht bei Zeiten ausbricht. Diese Hand hatte meine Mutter. Ich küsse sie noch im Grabe dafür. —

Einst machte der Oberst Heimrot mit meiner Mutter im Garten seine Partie. Während er die Karten in der Hand hielt, setzte sich auf sein Herz-Aß ein rothes Marienwürmchen.

Das glühte wie ein Blutstropfen, dem Herzen entquollen. Der Oberst, bei aller Tapferkeit abergläubig wie sein Idol Napoleon, wurde blaß und ließ die Karten fallen. Lebhaft sagte er: »Meine Damen, ich sterbe noch in diesem Jahr, von einer Kugel in's Herz getroffen. Wenigstens ein schöner Soldatentod. Denken Sie an diese von mir verlorne Partie!«

Oberst Heimrot, ein natürlicher Sohn des kurfürstlichen »Schwammhannes« von Hessen, fiel am 30. August 1813 bei Lepliz-Kulm, von einer Flintenkugel mitten in's Herz getroffen. Man sagt, seine eigenen Soldaten hätten ihn erschossen, wegen seiner Vergötterung Napoleons.

Nach der Schlacht ritt Friedrich Wilhelm III. von Preußen über das Leichenfeld. Als er den todten Oberst Heimrot sah, wandte er sich unwillig ab und sagte zu seiner Umgebung: »Immer ein mauvais sujet gewesen. Liebte den Korzen und den Marschallstab mehr als sein Vaterland!«

Ob das Weltgericht der Weltgeschichte dies harte Wort bestätigt? — Meinen Eltern und uns Kindern war Oberst Heimrot stets ein aufrichtiger Freund.

Bald nach meinen Ungezogenheiten vor der Frau Markgräfin machte ich den schlimmsten — ja, gefährlichsten Jungensreich mit.

Zur Feier des großen Sieges bei Leipzig brannten auf allen Bergen Feuer. Da durften »wir Jungen von Bruchsal« natürlich nicht zurückbleiben. In der Nähe der Scheunen vor dem Heibellberger Thore veranstalteten wir ein solennes Siegesfeuer. Niemand war eifriger, Stroh und Reisig herbei zu schleppen, als Linchen. Welch ein Jubel, als die Flamme hoch aufloderte! Wir faßten uns an die Hände und tanzten herum den Ringelreihen, singend das neueste Volkslied:

Napoleon der mußte retiriren

Sin nach Frankreich ohn' Strümpf und ohne Schuh'!

Aber — o Entsetzen! — plötzlich stand ein naher Strohhaufen in hellen Flammen. Umsonst waren alle unsere Versuche, zu löschen. Wir verbrannten uns Hände und Kleider. Als gar eine Scheune Feuer fing, liefen wir voll Angst in die Stadt zurück und verkrochen uns auf dem Hausboden. Aber das Strafgericht ereilte uns doch.

Drei Scheunen waren niedergebrannt. Eine großartige Untersuchung wurde angestellt. Viele Knaben wurden zu Gefängniß verurtheilt. Voran meine Brüder als »Anführer« zu acht Tagen. Das kleine dumme Mädchen ließ man durchschlüpfen. Aber die Mutter hat's mir eingetränkt.

Die Brüder saßen im Nord- und Südthurm der Thore von Bruchsal. Da war es wenigstens hell und lustig. Eine ganze Woche lang wanderte ich nun nach dem Nord- und Südthurme. Hinein durfte ich nicht, aber von außen hinaussprechen und Obst und Brod für die armen Sünder abliefern.

Da stand ich denn zuerst am Nordthurm: »Louis! wie geht's Dir da oben?« — Ein feines blaßes Gesicht sah zum vergitterten Fenster heraus: »Ganz gut, Vinken!« — »Hast Du Hunger?« — »Nein! gib es dem Karl, der hat immer Hunger; lebe wohl! grüß' die Mutter.«

Dann eilte ich nach dem Südthurm: »Karl, wie geht's Dir in Deinem Krähenest?« — Das runde, sonst so übermüthig lustige Gesicht meines ältesten Bruders sah wehmüthig nieder. »Nicht gut, Vina.« — »Willst Du Obst und Brod?« — »Gewiß! ich habe Hunger,« — und der Wärter trug ihm meine Schätze hinauf. . .

Dieser letzte wilde Jungenstreich bestimmte die Mutter, mich in zähmende Mädchenkleider zu stecken und auf einige Monate von den unbändigen Brüdern zu trennen. Mit sicherer Gelegenheit wurde ich nach Karlsruhe geschickt. Eine Freundin meiner Mutter nahm mich gastlich in ihr Haus auf. Ich erhielt bei dem Tanzmeister Richard Unterricht in den neuesten Tänzen.

Des guten Tanzmeisters flinke Fiedel war wohl noch nie so sehr von kleinen Tänzerinnen in Anspruch genommen, wie zu dieser Zeit. Es stand ein seltenes Kinderfest bevor. Die Frau Markgräfin wollte auf Wunsch ihrer Tochter Elisabeth, Kaiserin von Rußland, die in Karlsruhe zum Besuch und eine große Kinderfreundin war, ihren lieblichen Enkelinnen, Prinzessinnen Cäcilie und Amalie von Schweden, im Schlosse einen fröhlichen Kinderball geben. Alle vier- bis zehnjährigen Töchterchen von Offizieren, höheren Staatsbeamten und sonstigen Honoratioren von Karlsruhe waren eingeladen. Die größeren Mädchen übten die Tänze als Herren ein. Durch die Generalin von Freistedt erging noch in den letzten Tagen vor dem Fest auch an mich eine Einladung. Wer war glücklicher als ich!

»Aber Linchen hat ja kein Ballkleid!« — dies Bedenken hätte fast meine ganze Freude zerstört. Doch ich wußte Rath. »Ich habe zu Hause ein wunderhübsches Jungenkostüm, das ich schon ein Mal im Schlosse zu Bruchsal vor der Frau Markgräfin trug. Der Kittel ist von grünem Percal, dazu weiße Höschen und eine lange grüne Atlaschärpe — das wird mir die Mutter schicken. Da bin ich ein wirklicher kleiner Herr unter den Tänzern, Herr Richard sagt auch, ich tanze am besten von allen Mädchen als Herr. . .« Und die Mutter schickte mein Jungenkostüm und dazu funkelneue grüne Atlasstiefelchen. Ich war selig. Etwas Schöneres, als diese Stiefelchen, gab es auf der ganzen Welt für mich nicht. Ich küßte die reizenden Grünen, nahm sie zärtlich in den Arm, wie eine Puppe, und tanzte so jubelnd durch's Zimmer. Wenn die andern kleinen Tänzerinnen in den letzten Tanzstunden bei Richard mit ihren neuen prächtigen Ballkleidern prahlten, dann sagte ich triumphirend: »Wer hat grüne Atlasstiefel? Ich! Ich!«

Endlich war der köstliche Ballabend da, wenige Tage nach dem Zuge der siegreichen Allirten über den Rhein. Die fürstlichen Damen saßen im lichtfunkelnden Tanzsaale des Residenzschlosses auf einer Estrade. Die kleinen Tänzerinnen mußten

zuerst paarweise bei ihnen vorbeidefiliren und ihre Verbeugung machen, wie Herr Richard es uns gelehrt hatte. Ich, in meinem Jungenkostüm, den blonden Tituskopf mit frischen Epheuranken geschmückt, führte gravitatisch meine weißgerockte Tänzerin und machte den fürstlichen Damen meinen schönsten Diener. Da rief ein kleines, elfenhafes Mädchen im rosa Tüllkleidchen neben der Kaiserin Elisabeth: »Tante, mit dem reizenden Knaben möchte ich tanzen!« Es war Prinzessin Cäcilie von Schweden.

Ein Kammerherr führte mich zu der Prinzessin und flüsterete mir zu, ich müsse meine Tänzerin Hoheit und Sie anreden. Das kam mir kurios vor, einem so kleinen Mädchen gegenüber. Blöde stand ich da. Als aber der erste Tanz gespielt wurde und meine Tänzerin mir die Hand reichte — da war alle Blödigkeit und Hoheit vergessen und fröhlich und sink schwenkte ich Prinzessin Cäcilie durch den Saal. Dann tanzte ich mit der jüngeren Prinzessin Amalie und bald wollten beide Prinzessinnen nur noch mit mir tanzen. Ich hielt sie am besten und schwenkte sie am leichtesten — sagten sie. Scherzend nannten sie mich den guten Waldbesen, von dem sie im Märchen gelesen, denn der habe auch Epheuranken im Haar und tanze so lustig im Mondenschein. Nach der großen Française mit Solo des Messieurs et des Dames wollte ich auch die Kuchenfreunden des Balles ein wenig genießen und delectirte mich gerade an einem delikaten Törtchen — da stand wieder der Kammerherr vor mir, nahm mir die Süßigkeit aus der Hand und sagte freundlich: »Kleine, die Kaiserin will Dich sprechen. Zu der mußt Du immer Majesté! sagen!« Damit faßte er meine Hand und führte mich zu der Kaiserin Elisabeth von Rußland. Die lächelte gütig zu mir nieder und sagte dann sanft:

»Ma petite, parlez-vous français?«

Berschüchtert schlug ich die Augen nieder. Denn ich verstand von dieser Anrede weiter nichts, als daß es französische Worte seien. Aber ich konnte ja auch zwei französische Worte

sagen — oui und non! Also ich faßte mir ein Herz und sagte auf gut Glück frisch drauf los:

»Oui, Majesté!«

»Le bal est charmant, n'est-ce pas?«

Da mußte ich doch auch mein anderes französisches Wort anbringen und so wechselte ich hübsch ab:

»Non, Majesté!«

»Mes nièces vous ont joliment fatigué?«

»Oui, Majesté!«

»Aimez-vous la danse?«

»Non, Majesté!«

»Vous êtes un enfant charmant!«

»Oui, Majesté!«

Warum lachten die Umstehenden? Das trieb mir die Thränen in die Augen. Die Kaiserin aber lächelte gütig, zog mich an sich, küßte mich auf die Stirn und sagte deutsch: »Du bist ein liebes gutes Kind!« Mit überströmendem Gefühl küßte ich die sanfte Hand und schluchzte dabei mein: »Oui, Majesté! Non, Majesté!«

Auch die gute Frau Markgräfin hob mich auf ihre Knie, fuhr mir durch die krausen Locken und lächelte: »So habe ich den kleinen Bruchsaler Trozkopf nun doch noch tanzen sehen. Du hast Deine Sache charmant gemacht. Aber vergiß nie, daß es nichts Häßlicheres gibt, als ein unartiges Kind, das seine Mutter betrübt. Wenn Du wieder nach Bruchsal kommst, so besuche mich mit Deiner guten Mutter.«

Ich habe diese ernstesten Worte nie vergessen. Meine französischen Konfusionen aber habe ich von den Ohrenzeugen noch so oft mit allerlei Reflexionen hören müssen, bis ich auch sie behalten.

Anfang Februar 1814 siedelte der markgräfliche Hof mit der Königin von Schweden und der Prinzessin Amalie von Baden nach Bruchsal über. Am 4. Februar traf auch die

Kaiserin Elisabeth von Rußland dort auf einige Monate zum Besuche ein. Militär und Bürgerschaft bereiteten ihr einen festlichen Empfang. Meine Schwester Vottchen war von allen Töchtern Bruchsal's gewählt, an der Spitze einer Schaar lieblicher Mädchen in weißen Kleidern der Kaiserin Blumen und Früchte zu überreichen und ein Willkommen-Gedicht zu sprechen. Es war eine bitterliche Kälte und in Bruchsal herrschte der Typhus. Vottchen hatte als kleine Samariterin die kranke Familie der Base Gretel oft besucht und gepflegt. Im weißen Kleidchen, ein Kränzlein von rothen Rosenknospen in den goldenen Locken, die Wangen fiebergeröthet — stand sie in engelhafter Schöne der Kaiserin gegenüber und sprach klar und lieblich die Verse . . . Dann sank sie zu Hause auf's Bett, um nicht mehr aufzustehn. Sie klagte nie über Schmerzen. Das feine Gesichtchen strahlte in einem verklärten Lächeln. Oft sagte sie: »Mutter — Großmutter — habt Ihr mich lieb? Weint nicht, daß ich schon von Euch gehe. Es ist wohl schön hier auf Erden, aber ich möchte doch noch lieber im Himmel sein!« — Dann wieder sagte sie plötzlich: »Vina soll nicht Tänzerin werden!« — Sie wurde schwächer und schwächer. Täglich ließen die Kaiserin Elisabeth und die Markgräfin sich nach ihr erkundigen und sandten ihre Leibärzte . . .

Am 1. März 1814, Morgens 2 Uhr, entschlummerte Vottchen sanft in den Armen der trostlosen Mutter und Großmutter, während ich ahnungslos fröhlich in Karlsruhe meine Tage verjubilte. Um so tiefer traf mein kleines Herz dieser erste jähe Schmerz. Als ich nach Bruchsal zurückgeholt wurde, war meine gute Schwester begraben. Mutter und Großmutter lagen schwer krank darnieder. Beide hatte das viele Nachtwachen und der Schmerz um den sterbenden Liebling auf's Kranklager geworfen. Die Mutter war vierzehn Tage lang besinnungslos. Am 24. März schon folgte die Großmutter sehnuchtsvoll der theuersten Enkelin in's Grab. Ich stand zum ersten Mal weinend an einem Sterbebette . . .

Zwei vergilbte Blätter haben mir jene Trauertage stets treu vor Augen gehalten. Ein schmerzvoller Brief des armen Mutterherzens, der einer Schwester meines Vaters beide Todesfälle zugleich anzeigt — und Vottchens letztes Schreibbuch. Da steht auf der letzten Seite, unter dem Datum des 5. Februar 1814 — dem Tage nach Begrüßung der Kaiserin — mit großer steiler Kinderschrift geschrieben:

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit  
Bis an Dein kühles Grab  
Und weiche keinen Finger breit  
Von Gottes Wegen ab.

Dann wirst Du wie auf Blumenau'n  
Durch's Pilgerleben gehn,  
Dann kannst Du ohne Furcht und Graun  
Dem Tod in's Auge sehn!

Wie ahnungsvoll! Das sehnsuchtsvolle Ahnen eines Engelherzens!

Dies doppelte Weh und die lange Krankheit der schwergebeugten Mutter ließen einen tiefen, wohlthätigen Eindruck bei mir zurück. Das wilde jungenhafte trohige Linsen war überwunden. Ich spielte nicht mehr die lauten tollen Knabenspiele mit. Ich wurde ernster, fleißiger, mädchenhaft-sittsamer und bald nennt die Mutter mich in den mir vorliegenden Briefen aus jenen Tagen ihre Freude und ihren Trost.

Nur einem einzigen Knaben blieb ich eine treue Gespielin — das war der arme sanfte Gustav in dem Gummannschen Hause, mein freundlicher Genosse beim Fest des Osterhasen, das Base Gretel uns bereitete.

Das Gummannsche Haus wurde mir bald zur zweiten Heimat. Es liegt — oder es lag in der einzigen breiten Straße Bruchfals, nach dem Heidelberger Thore zu, schräg gegenüber dem marktgräflichen Schlosse. Täglich wanderte ich dahin, mit dem kränklichen Gustav, dem einzigen Söhnchen alternder Eltern, zu spielen. Er war so gut, der arme Gustav! Seine

Mutter delectirte uns zum Vesper gewöhnlich mit eingemachten Hagebutten auf Weißbrod. Das schmaufte ich gar zu gern. Und jedes Mal sagte mein Kamerad: »Mütterchen, streiche es dem Linchen fetter auf, als mir. Ich mache mir nicht so viel daraus . . .« Der gute Gustav!

Und wie viel Schmerzen mußte er leiden! Und wie geduldig trug er sie! — Ein Insekt stach ihn in die Lippe. Es bildete sich ein gefährliches Geschwür. Das wurde von Tag zu Tage schlimmer. Immer höher rückten die Umschläge und Leinwandbinden, so daß ich zuletzt nur noch die lieben braunen traurigen Augen sah. — Da saß ich denn Stunden lang am Krankenbett und spielte mit Gustav Mühle oder las ihm aus meinem blauen Märchenbuche Geschichten vor. Aber das köstlichste Hagebuttenbrod wollte mir allein gar nicht mehr schmecken.

Das Gumannsche Haus barg überhaupt viel Leiden und Traurigkeit. Durch Gustav war ich allen Bewohnern bekannt und bald mit meiner kindlichen Fröhlichkeit herzlich willkommen. Sie nannten mich ihren »erheiternden Sonnenstrahl«.

Unten links wohnten zwei alte Schwestern, die sich mit Spinnen und Nähen mühsam ernährten und ihre jüngste kranke Schwester liebevoll pflegten. Die arme Lisette hatte einen unförmlichen Wasserkopf und war von Kindheit auf an das Bett gefesselt. Die Arme vermochte den schweren Kopf nie allein zu heben. Und dennoch schauten ihre blauen Augen lieb und klug darein. Lisette trug ihr Loos als fromme Dulderin. Wie dankbar lächelte sie mir zu, wenn ich ihr Blumen und Obst brachte oder den Schweiß von ihrer kranken Stirn trocknete.

Von Lisetten ging ich über den Flur zu »Steuereintreibern«. Der pensionirte Papa rauchte sein Pfeifchen und war unermülich, die Kriegsberichte jener Tage zu lesen. Die junge liebliche Rosalie saß dabei, machte mit ihren geschickten Fingern reizende Blumen und träumte dabei von ihrem Wilhelm, der als Sieger in Paris eingezogen war. Kam ich zum Besuch, so

durfte ich aus den Abfällen auf ihrem Tische die ungeheuerlichsten Phantasie-Blumen zusammenbinden und leimen, während Rosalie strahlend mit mir von ihrem Wilhelm plauderte. Die Liebe erzählt ja so gern von ihrem Glück! An jedem hoffnungsfröhlichen Briefe Wilhelms mußte mein dummes Kinderherz Theil nehmen — und wie oft mit Rosalie die kleine Ausstattung bewundern, die ihr so viel Arbeit und Entbehrungen gekostet hatte. »Und wenn der böse Krieg aus ist, dann giebt's eine lustige Hochzeit und süßen Hochzeitskuchen, und Du, Linchen, sollst meine Brautjungfer sein und mir den Brautkranz bringen!« — Das war der Jubel-Refrain jedes Besuches.

Zulezt stieg ich zur »Schwester Kapuzinerin« hinauf. Eine hohe schlanke vornehme Erscheinung in der groben braunen Ordenstracht, um die Taille einen weißen Strick mit Rosenkranz, die kurzen schwarzen Böckchen fast immer verdeckt von der braunen Kapuze. Ihr wunderschönes feines Gesicht und die schmalen Hände waren geisterhaft weiß. Um so dunkler glühten die großen Augen aus der Kapuze hervor.

Schwester Kapuzinerin mochte 30 Jahre zählen. Sie sprach das reinste nordische Hochdeutsch und sehr elegant französisch und englisch. Vor etwa sieben Jahren war sie nach Bruchsal gekommen, aber Niemand wußte, woher. Man war in jenen Tagen daran gewöhnt, heimatlose Mönche und Nonnen zu sehen, die der Krieg aus ihrem Kloster vertrieben hatte. — Sie widmete sich der Kranken- und Armenpflege mit Hingebung. In freien Stunden spielte sie wunderschön auf einer kleinen dunkelgebräunten Geige. An Frühlings- und Sommerabenden stand sie dann am offenen Fenster und schaute über die Bäume des Gartens in die Ferne und geigte wunderbar wehmüthige, träumerische Weisen und fromme geistliche Lieder . . .

Mich hatte Schwester Kapuzinerin lieb gewonnen. Sie gab mir aus eigenem Antriebe die ersten Klavierstunden und

sprach zur Mutter von meinem ungewöhnlichen musikalischen Talente. Aber immer setzte sie mit auffallender Hefigkeit hinzu: »Ich beschwöre Sie! Lassen Sie das Kind keine umherziehende Musik-Virtuosin werden. Das ist das Unglück!«

War Schwester Kapuzinerin früher selber eine berühmte Violin-Virtuosin gewesen? Unglücklich war sie sicher!

Den Klavierunterricht ertheilte sie mir mit großer Sanftmuth, indem sie mir Ton für Ton auf der Violine begleitete. Nur wenn ich flatterhaft unaufmerksam war, spürten meine Finger leise den Violinbogen.

Doch bemerkte ich einige Mal, als ich von meinen Tasten auffah, daß die Lehrerin den Bogen nur mechanisch führte und ihr Auge feucht schimmernd durchs offene Fenster träumte . . . Einst glitt mir die Frage über die Lippen: »Schwester Kapuzinerin, wo sind Sie jetzt?«

Ihre Antwort klang leise — traurig — wie im Traume: »In ferner — ferner — glücklicher Zeit der Liebe und Unschuld!« — — dann schrak sie zusammen, und entließ mich fast heftig mit den Worten: »Kind, vergiß, was ich gesagt habe und frage nie wieder so!«

Unvergeßlich wird mir ein wunderschöner, sonniger Mai-Nachmittag sein — mein siebenter Geburtstag. Die Hände voll Blumen und Geburtstagskuchen, das kleine Herz voll eitel Geburtstagsfreude und Sonnenschein, flog ich dem Gumannschen Hause zu, die Freunde an meinem Glück und meinen Geschenken Theil nehmen zu lassen.

Aber wie fand ich alle so traurig. Der arme Wasserkopf lag wimmernd da, mit brennender Stirn und glühenden Fieberaugen, und erkannte mich nicht. Die krampfhaft auf der Bettdecke umherirrenden Finger zerpflückten meine Blumen und stießen meinen Kuchen zurück. Die Schwestern weinten: »Wächte der liebe Gatt die Aermste doch endlich — endlich von ihren namenlosen Leiden erlösen!«

Trostsuchend ging ich zu der sonst so fröhlichen Blumenmacherin. Aber Rosalie saß todtenblaß, mit verweinten Augen, die fleißigen Hände im Schooße gefaltet vor ihrem Arbeitstisch. Ihr Verlobter war am Lazareth-*Typhus* in Paris gefährlich erkrankt — und wohl bald all ihr Glück — ihre sonnigen Hoffnungen in Frankreichs Erde begraben . . .

Ein herzerreißender Schrei riß mich aus meinem dumpfen Hinstarren auf dies einst so sonnige — jetzt so dunkle Menschenleben empor . . . Das war Gustavs Stimme! Ich flog zitternd die Treppe hinauf. Aber die alte Magd trat mir weinend in den Weg: »Du darfst jetzt nicht hinein zu Gustav. Der Professor aus Heidelberg und unser Chirurgus sind drin und brennen ihm die Wunde aus, daß sie nicht weiter um sich freist . . . Linchen, bitte den lieben, guten Gott mit mir, daß er Gustavs Schmerzen lindert . . .« Dazwischen drangen durch die Thür immer neue qualvollere Angstschreie . . .

Da war's als kehrte sich in mir das kleine leidenschaftliche Herz um und bäumte sich hoch auf. Ich fühlte förmlich einen körperlichen Schmerz in der Brust und das heiße Blut wild aufschäumen. Leidenschaftlich warf ich mich auf die Schwelle und stieß den Kopf gegen die Thür und schrie außer mir: »Nein, Friederike, Gott ist nicht lieb, Gott ist nicht gut, warum ließe er sonst Gustav und den armen Wasserkopf so leiden — warum Rosaliens Bräutigam sterben, da sie Alle doch so fromm sind, — warum nahm er uns unser Vottchen und die Großmutter, — warum . . .?«

Eine feste, kalte Hand zog mich heftig empor — — ich sah in das jetzt noch bleichere Gesicht und die dunklen tiefen Augen der Schwester Kapuzinerin. Die schauten mich durchdringend — und doch so traurig an, wie noch nie. Willenlos ließ ich mich von der Nonne in ihr Zimmer ziehn. Willenlos trank ich das Glas Wasser aus, das sie mir reichte. Dann nahm sie meine beiden Hände in die ihren und schaute mich

lange mitleidsvoll an, daß ich hätte vor Scham die Augen niederschlagen mögen. Aber sie hingen, wie gebannt, an dem Blick der Kapuzinerin. Die sagte mit leiser zitternder — und doch so warmer Herzensstimme: »Armes Kind, wie kommst Du in so jungen, sonst so glücklichen, ahnungslosen Jahren schon zu diesem frevelhaften »Warum?« an die Vorsehung? — Kind, wie wirst Du dann erst bestehn, wenn Du selber hinaus in's Leben trittst — hinaus in den Sturm . . . und dieser Sturmwind Dir in einer einzigen Nacht alle Blüten dieser Erde bricht — alle und für immer! Ja, Kind, es gibt wildere — tödtlichere Schmerzen, als die des Körpers — oder die der Tod uns bringt. Schmerzen des Herzens und der Seele zugleich, die wahnsinnig machen, Schmerzen, die für immer zu Gott führen — oder zum ewigen Verderben . . . Kind, wenn Gott Dir in seiner unerforschlichen Weisheit im späteren Leben solche Schmerzen senden sollte, so denke an das, was ich Dir erzählen werde. Manches wirst Du jetzt noch nicht verstehen — wohl Dir! Aber die grausame Welt wird es Dir später klar machen. Darum grüble jetzt nicht darüber nach. Zur Zeit werden Dir meine Worte schon wieder einfallen. . .

»Es war ein junges Mädchen, schön und glücklich, — glücklich in ihrer Kunst und in ihrer Liebe. Wie der Sonnenschein zog sie als freie Künstlerin durchs Leben, erfreuend und angebetet. Aber sie liebte — seit ihre Eltern im Grabe schlummerten — nur einen einzigen Mann. Er war schön — glänzend — verführerisch und von berauscher Liebenswürdigkeit. Sie liebte ihn mehr als die ganze Welt — mehr als ihr Leben — mehr als ihre Kunst — mehr als Gott . . . Er schwur ihr ewige Liebe. Aber, er liebte nur ihre Schönheit und — ihre goldbringende Kunst. Und bald verrieth und plünderte er sie. Er trat ihr treues Herz mit Füßen und ließ sie dann verzweifelt am Wege liegen . . . Da schrie auch sie lästernd: Warum? Gott — warum? — Keine Antwort! — Und mit gellem Hohnlachen wollte sie sich ins Leben stürzen, um in Saus und Braus,

in Sünde und Schande ihr Weh zu vergessen . . . Da hörte sie vor ihrer Thür einen armen alten blinden Geiger, geführt von seinem gebrechlichen, hüstelnden Weibe. Und beide sangen so recht aus zufriedennem dankbaren Herzen . . . «

Dabei nahm Schwester Kapuzinerin ihre Geige und spielte und sang mit vollen weichen Tönen wunderbar ergreifend:

»Mit Sorgen und mit Grämen  
Und mit selbst eigener Pein  
Läßt Gott es sich nicht nehmen —  
Es will erbeten sein!«

Mit leuchtenden Augen fuhr sie fort: »Dies Lied rettete die Verzweifelnde davor, sich in der Welt und in ihrem Schmerz zu verlieren. Sie hatte Gott gefunden und einen Gottesdienst. Sie nahm den blinden Geiger und sein Weib zu sich und blieb ihnen bis an den Tod eine treu sorgende Tochter. Dann suchte und fand sie andere Liebesarbeit und ist still in ihrem Herzen und friedlich und dankbar in ihrem Gott . . . Sieh, Kind, das ist eine von den vielen Antworten auf unser sündiges: Warum? Gott — warum?! — Und nun setze Dich ans Klavier und übe mit mir das Lied des blinden Geigers ein . . . «

Ja, mein einfältig Kinderherz verstand nur wenig von der Erzählung der Schwester Kapuzinerin. Aber sie hatte mich dennoch wunderbar beruhigt und getröstet. Keinig küßte ich ihr die Hand und versprach, gegen die Vorsehung nicht mehr mit einem trotzigem »Warum« anzumurren. Dann lernte ich das Lied spielen und singen — und spiele und singe es mir noch heute gern in schweren Stunden.

Auch darin hatte Schwester Kapuzinerin Recht: ihre Geschichte wurde mir nach Jahren klar und klarer — draußen in der Welt, als die treue Samariterin längst in ihrem Liebesdienst einem ansteckenden Typhus erlegen war. Auch Lisette und Gustav wurden bald von ihren Leiden erlöst. Rosalien durfte ich vor meinem Scheiden von Bruchsal den blühenden Myrtenkranz

in die Locken drücken, denn ihr Verlobter kehrte bald als Reconvalescent fröhlich in die Heimat zurück.

Welche Lebens- und Herzensschule fand ich spielendes Kind so schon in diesem einen Hause meiner Heimat!

Beim Abschiede von Bruchsal schrieb Schwester Kapuzinerin mir in mein erstes kindliches Stammbuch:

»Ueber Dir Gottes Auge wacht!  
Und wenn im Herzen der Unschuld Himmel lacht,  
Dann gehst Du ruhig durch Sturm und Nacht!«

### 3. Neue Heimat, neues Leben.

O Heimatliebe, Heimatlust  
Du Born der Sehnsucht unergründet,  
Du frommer Strahl, in jeder Brust  
Vom Himmel selber angezündet.

Geibel.

Aus Liebe zu uns Kindern, in ernstester Sorge für unsere Erziehung entschloß sich die Mutter mit schwerem Herzen, Anfang September 1814 nach Karlsruhe zu übersiedeln.

Einige Sommermonate hatte ich mit der Mutter bei den Verwandten in Stetterburg bei Braunschweig zugebracht und mit allem bellenden, muhenden, lähenden, gackernden, schnatternden Gethier die innigste Freundschaft geschlossen — auf Kosten meiner säuberlichen Gewaschenheit und zum Gaudium des guten Onkels Oberamtman.

Die Brüder waren inzwischen bei einem katholischen Landpfarrer in der Nähe von Bruchsal in Pension. Als wir sie auf der Heimfahrt besuchen wollten, fanden wir sie in dem Kirchlein: in weißen Chorkleiden bei der Messe administrierend, nicht wenig stolz über ihre neue Würde. Das gut evangelische Mutterherz entsetzte sich nicht wenig über diesen Anblick. Wie aber beneidete die kleine Komödiantin die Jungen über ihre zauberhaften weißen Kleider und das goldene Rauchfaß und hell tönende Glöcklein! Wie reizend mußte man damit Komödie spielen können!

Im Uebrigen waren die Brüder als gebietende Anführer der Dorfjugend noch wilder geworden und als treue Mitarbeiter

im Garten und Feld des Herrn Pfarrers an Schulweisheit wö-  
möglich noch zurückgeschritten. Auch für mich war die Zeit  
herangekommen, wo mir eine gute geregelte Schule Noth that.  
So brachte denn die gute Mutter das Opfer, das freundliche  
und wohlfeile Bruchsal zu verlassen — »einen Ort« — wie es  
in einem der vielen alten verblaßten Briefe an eine Schwester  
meines Vaters heißt, die jetzt, nach 60 Jahren, vor mir liegen  
und aus denen ich meine eigenen Erinnerungen ergänze, voll  
Wehmuth und Dankbarkeit — »einen Ort, wo ich so manche  
goldene Glücksstunde mit Heinrich verlebte und dann allein noch  
so viel mehr schmerzenvolle, und die theure Erde, in der meine  
gute Mutter und mein liebes Vottchen schlummern!«

Auch ich weinte an den Gräbern der Großmutter und  
meiner Engelschwester, die so viel besser war, als ich, wie ich  
täglich von der Mutter hören mußte und wie ich in meinem  
kleinen zerknirschten federleichten Herzen gern anerkannte, heiße  
Abschiedsthränen. Ich schluchzte bitterlich in den Armen der  
guten Base Gretel und ihres alten »Papa« dort draußen in  
dem stillen üppig wuchernden Garten, dessen Johannisbeeren  
und Kirschen meine unbeschränkte Domäne waren. Ich ersticke  
fast vor Weh am Halse der »Schwester Kapuzinerin« und bei  
den Scheideküssen des ganzen Gumann'schen Hauses . . .

Aber als ich erst mit Mutter und Brüdern und der alten  
Marianne auf dem hochbepackten Wagen saß und in den goldnen  
Spätsommertag und eine neue lustige Welt hineinfuhr, die von  
meinem ersten Besuch in Karlsruhe und den entzückenden Tanz-  
freuden auf dem Balle der Frau Markgräfin her so rosig lockte,  
— wie bald waren da die Kinderthränen getrocknet!

Und doch zeigten Wege und Felder, Gärten und Wälder  
noch traurige Spuren der furchtbaren Gewitter jenes Sommers,  
die Tausende von Bäumen entwurzelt, ganze Dörfer durch  
Ueberschwemmungen zerstört und die Getreide- und Weinernte  
vernichtet hatten. Aber wie interessant sind grade solche trost-

losen Bilder der Verwüstung für das gedanken- und bewußtlose Kinderauge!

Bruder Louis kam in eine Pension nach dem hessischen Ziegenhain, später nach Neuchatel, um sich zum Kaufmann auszubilden, — Karl in Karlsruhe in die großherzogliche Junkerschule, um Offizier zu werden. Ich erhielt in der besten Mädchenschule und bei dem berühmtesten Klavierlehrer der Stadt, Professor Marx, Unterricht. Ich wurde fleißig und bald in der Klasse die Erste. Marx nannte mich seine talentvollste Schülerin.

Die Mutter lebte sehr still und eingeschränkt, ganz der Treue gegen ihre Todten und der Liebe zu ihren Kindern. Die beste der Mütter! Mit 23 Jahren Wittve geworden, — schön, anmuthig, geistreich, talentvoll und von bezaubernder Liebenswürdigkeit, wurde sie überall von Bewerbern umschwärmt, wo sie sich blicken ließ. So ist in den alten Briefen von einem Anbeter aus Heidelberg die Rede, den die Mutter scherzend »das Murgthal« nennt. »Das Murgthal hat in diesem Frühjahr (1814) seine Mutter beerbt, da wird es auch wohl eine Frau finden.« — Dann taucht da ein brillanter hessischer General auf, der die Mutter nur ein Mal in Ziegenhain bei der Schwester meines Vaters sah und Himmel und Erde in Bewegung setzte, die kleine Frau Rittmeisterin sogleich zur Frau Generalin Excellenz avanciren zu lassen. Besonders wußte er die glänzenden Vortheile, die für uns Kinder aus dieser Verbindung erblühen sollten, in das rosigste Licht zu setzen. — Der liebenswürdigste — ja, der rührendste von allen Verehrern meiner jungen schönen Mutter steht mir noch heute lebhaft vor Augen. Es war ein bildhübscher fröhlicher Dragoner-Lieutenant in Bruchsal, der noch unter meinem Vater als »Junker« gedient hatte und die Mutter schwärmerisch liebte. Diese Liebe übertrug er großherzig auf uns Kinder. Er war unermülich und geduldig mit uns »Schwarzen Peter« und Komödie zu

spielen, Ställe für unsere Meerschweinchen zu bauen, Drachen zu kleistern und Weidenflöten zu schnitzen. Wie oft haben wir — natürlich ein wenig inspirirt — die Mutter umstürmt, umschmeichelt, umbettelt: uns diesen guten lustigen Spielkameraden als allerliebsten Papa zu Weihnachten zu schenken! — Und wie oft hat dieser zärtliche Lieutenant in wunderbarer Standhaftigkeit noch in Karlsruhe an unsere Thür und an der Mutter Herz geklopft — und später noch als Rittmeister und Major. Umsonst! Er erhielt stets die Antwort:

Ritter, treue Schwesterliebe  
Fühlet nur dies Herz,  
Fordert keine andern Triebe,  
Denn es macht mir Schmerz!

Doch der Treue verblaßte nicht, wie Ritter Loggenburg. Er wurde meinem Bruder Karl der väterlichste Vorgesetzte.

Die Mutter hielt ihrem Heinrich ihr Wort und ihre Treue bis in ihr eigenes Grab.

Und doch war es keine leichte Aufgabe für eine so junge Witwe, drei Kinder zu erziehen: fern von allen Verwandten, mit den dürftigen Trümmern eines einst nicht unbedeutenden, aber von den langjährigen Kriegsnöthen nach und nach verschlungenen Vermögens und mit einer bescheidenen Pension von 600 Gulden, ohne jede andere Stütze, als die allgemeine Achtung der Menschen und ihr unerschütterliches Vertrauen zu Gott! — So steuerte sie muthig vorwärts und überwand das Schwerste. — Sie war ihren Kindern eine engelsmilde, zärtliche Mutter und hätte ihr Herzblut freudig für uns geopfert. Aber sie konnte, wo's Noth that, auch streng und energisch sein. Und das dank ich heute noch dem treuen Mutterherzen im Grabe!

Für alle Fälle des Lebens hatte die Mutter stets ein Kernsprüchlein bei der Hand. Wie oft eiferte sie mich zum Fleiße an: »Du verlierst die kostbare Zeit — kostbarer als

Geld und Gut!« — oder: »Nie verschiebe auf morgen, was heute noch geschehen kann!« — oder Schillers Wort:

Will Einer in der Welt was erjagen,  
Mag er sich rühren und mag sich plagen!

Das Genie ist der Fleiß!

Immer vorwärts mußt Du streben  
Nie ermüdet stille stehen  
Willst Du die Vollendung sehen!

Nie erlaubte die Mutter, daß ich mich bedienen ließ. Ich mußte mich ohne Hülfe frisiren, mich selbst ankleiden, das Zimmer aufräumen, meine Kleider und Wäsche in Ordnung halten . . . und auf rebellische Fragen: »Aber, Mutter, wozu ist denn Marianne da?« gab's die ernste Antwort: »Nie bemühe Andere mit dem, was Du selber thun kannst! — Je mehr Du lernst, Dir selber zu helfen, desto unabhängiger wirst Du sein und jede schwierige Lage leichter ertragen! — Nichts ist mühsam, wenn man es zur Zeit und willig thut.«

Bei anderen Gelegenheiten hieß es:

»Hochmuth bringt mehr Schmerzen, als Hunger, Durst und Kälte!« —

»Nie bereue, daß Du zu wenig gegessen hast!« —

»Gräme Dich nie um ungeborne Schmerzen!« —

»Betrachte Alles von der guten Seite!« —

»Wenn Du zornig bist, so zähle — ehe Du sprichst 10. Noch besser: 20.«

»Titus hielt jeden Tag für verloren, an dem er nichts Gutes gethan!« —

»Zeit bringt Rosen!« —

»Was ist Leben? Stetes Streben,  
Zu empfinden wahres Leben!«

»Um den Werth des Lebens zu erhöhen,  
Schärft oft Leiden die Empfänglichkeit,  
Seller lernen wir das Gute sehen,  
Wenn das Herz sich nach dem Kummer freut!« —

»Drum schick Dich in die Welt hinein,  
Denn Dein Kopf, der ist viel zu klein,  
Daß die Welt sich schick in ihn hinein.«

Auf des Lebens schwere Soll- und Haben-Fragen, die der Mutter damals oft sorgenvolle Stunden machten, hatte sie zwei Sprüchlein. Einen eigenen:

»Gieb nie Dein Geld aus, ehe Du es hast!« —  
und einen Kernspruch vom alten Luther:

»Gut verloren — unverdorben;  
Muth verloren — halb verdorben;  
Ehr' verloren — ganz verdorben!«

Diese Sprüche lese ich heute — zum wie vielten Male! — wieder in einem alten Notizbuche der Mutter, für mich niedergeschrieben mit der klaren Handschrift ihrer Jugend... Darunter schrieb nach Jahren die unsterbliche Mutterliebe mit zitternder hinsterbender Hand: »Louis, Du hast mich nie betrübt. — Karl ist auch gut. — Lina, ich hab' Dich lieb! Deine Mutter.«

Dann liegt noch vor mir ein kleines vergilbtes Stamm-  
buchblatt mit großer steiler, aber fester Kinderhandschrift:

»Hoffe wenig und genieße das Gegenwärtige!«  
Christiane Stockmar, Coburg 1796.

Dazu hat das elfjährige Kind ein Grabdenkmal gezeichnet: eine Säule mit einer Blumenguirlande — an der Erde eine herabgestürzte Schaale mit verstreuten Blumen und Früchten...

Dasselbe Grabmal hat 46 Jahre später dankbare Kinder-  
liebe der besten Mutter auf dem Mannheimer Friedhofe errichtet.

In Karlsruhe ging mir ein neues Leben auf — und vor Allem ein Ahnen von der Bedeutung des Wortes »Komödiantin«, nachdem ich im großherzoglichen Theater einige Vorstellungen gesehen hatte. Nichts vermochte mich so zu beseligen, als wenn ich das Theater besuchen durfte; mit nichts wurde mein Fleiß mehr angespornt, als durch das Versprechen: »Du darfst dann auch morgen mit mir in die Komödie gehen!«

Das erste Stück, das ich so in Karlsruhe, auf einer Bühne von künstlerischer Bedeutung sah, waren Ifflands »Hagestolzen«. Mlle. Demmer gab hinreißend die Margarethe. Das Schauspiel und diese liebliche Margarethe waren von Stund an »mein Taggedanke und mein Traum«. Wo ich ging und stand, war ich selber diese Margarethe. — War's ein Ahnen, daß diese Rolle einst für »die kleine Komödiantin« glücklich verhängnißvoll werden sollte? Daß ich eine große Komödiantin werden wollte, wie die himmlische Mlle. Demmer, stand bei mir bombenfest.

Hatte die Mutter Sorgen, so suchte ich sie zu trösten: »Mütterli, laß mich nur erst aus der Schule und confirmirt sein, so werde ich Schauspielerin und Du erhältst einen weichgepolsterten rothsamtenen Lehnstuhl mit Rollen, wie die Frau Markgräfin hat, und alle Tage Chokolade mit Bisquit, so süß und so viel Du nur immer magst.«

O seliges Mutterlächeln, wie beglückt Du mich noch heute!

Selbst das zweite Stück, das ich allein sah, vermochte meine Bühnenglut nicht abzukühlen. Als der Theaterzettel meldete: »Die Schreckensnacht auf dem Schlosse Pauludsch, Ritterschauspiel in fünf Akten von . . .« ich weiß nicht mehr, wem? — da bettelte und quälte ich so lange, bis die Mutter mir mit Widerstreben die wenigen Kreuzer Entrée gab. Gleich nach dem Mittagbrod holte ich meine Schulfreundin Fanny Glöckner ab. Stundenlang warteten wir sehnsuchtsvoll vor der geschlossenen Thür des Schauspielhauses, aus mitgebrachten

großen Düten Obst naschend. Endlich wird die Pforte zur höchsten Glückseligkeit geöffnet... Mit süßem Schauern drängen wir uns in das dunkle Haus, dessen nächtliche Finsterniß ein einsames müdes Lämpchen erst recht deutlich macht... Wieder eine Stunde berauschendster Erwartung, geheimnißvollen Wisperns über die zu hoffenden entzückenden Schrecken der »Schreckensnacht auf dem Schlosse Pauludschj« und wonnigen Obstknaberns... Langsam erhellt sich das weite leere Haus, wie eine grünblecherne Dellampe um die andere angezündet wird... Noch langsamer füllen sich die Parquetstühle und Logen... Und die süße, grauisige Schreckensnacht auf dem Schlosse Pauludschj beginnt — immer grauziger — immer schreckensvoller — immer berausender... Wir beiden Mäuschen schmiegen uns im wonnigen Graueln enger und enger an einander an und vergessen sogar das Obstknabern... Da schleppen bei rother Fackelglut die schwarzen geharnischten Gestalten mit den verhüllten Gesichtern einen schönen und tugendhaften — ach, von uns so innig geliebten unglücklichen Gefangenen in die nächtliche Marterkammer des Schlosses und legen ihn auf einen schwarz behängten Tisch... Zwei Ungeheuer holen eine große eiserne Säge herbei und halten sie quer über den Unglücklichen und sägen mit teuflischer Lust schon in der Luft drauf los... Länger halte ich mich nicht. Leidenschaftlich springe ich auf die Bank und durch das überraschte Haus schallt ein helles Rinderschluchzen: »Ihr dürft ihn nicht tödten — er hat nichts gethan...«

Jubelndes Lachen ist die Antwort auf die ersten Worte, die ich im Karlsruher Hoftheater laut werden ließ.

Ich durfte lange nicht wieder allein in die Komödie gehen und noch länger nicht in ein ritterliches Schauerstück von Veit Weber, Kramer, Spieß, Schlenkert, Kogebue und Konforten.

Mein ganzes großes Kinderherz blühte aber in Liebe und Entzücken auf, als ich die schöne tragische Liebhaberin der

Karlsruher Bühne zuerst sah: Mlle. Benda als Klärchen im Egmont . . .

»Glücklich allein  
Ist die Seele, die liebt!«

So etwas Wunderschönes, Lieblich-Trauriges hatte ich noch nie gesehen, selbst in meinen Märchenträumen nicht — und dazu diese süße, innige Stimme! Die Benda ward von jenem Abend an meine ganze Liebe, mein höchstes Idol . . . und noch heute, nach 60 Jahren, erglüht mein altes Herz in Liebe und tiefer, tiefer Wehmuth, wenn ich des holden Frauenbildes und der herrlichen Künstlerin gedenke, die einst mein kindliches Herz so ganz erfüllte — — und die so unsäglich traurig endete.

Davon hoffe ich an anderer Stelle ausführlich erzählen zu können, wie das Herz mich treibt.

Für heute nur noch: ich ruhte nicht, bis ich durch eine Schulkameradin, in deren Hause und Familie die Benda lebte, der Künstlerin bekannt und lieb geworden war. Ich durfte mit ihr spazieren gehn, ihr die Rollen überhören, vor ihr deklamiren, tanzen, plaudern — und sie von ganzem Herzen lieb haben. Wie mich das beglückte!

Die Mutter sah es gern, daß die allgemein geliebte und geachtete Künstlerin, die so still für sich lebte und den Karlsruher Kaffeegesellschaften nie ein Stäubchen für die Medisance lieferte, ihr flatterhaftes Linchen gern um sich duldete. — Ich wurde durch diesen Umgang manierlicher in Gang und Haltung und im Benehmen, hielt mich sauberer in der Kleidung und sprach »hochdeutscher«. Wenn mir im Eifer des Jüngleins doch zuweilen ein echt Karlsruhesches »Willsch'te« und »Fasch'te« entschlüpfte, so brauchte die Mutter nur zu sagen: »Lina, wenn Fräulein Benda Dich so hörte!« — und ich nahm mich zusammen. — Ja, ich glaube ehrlich, ich wurde durch die Benda auch besser!

Der Mutter opferfähige Liebe für echte und edle Kunst machte es mir möglich, schon als Kind die meisten Kunst-Größen

jener Tage zu sehen, wenn sie in Karlsruhe gastirten oder concertirten. Eine Mara und Catalani zu hören, opferte die Mutter sogar einen blanken Dukaten Entrée und legte sich dafür Entbehrungen in Küche und Toilette auf. Natürlich aber konnte nicht die Rede davon sein, für mich dummes Ding einen zweiten Dukaten zum Fenster hinaus zu werfen.

Da suchte Linchen denn anderswo Rath. Ich wußte, daß es Müttern, die in den Logen einen Eckplatz inne hatten, gestattet war, ein Kind unter zehn Jahren frei mitzubringen. Lange vor Eröffnung der Kasse stand ich nun, meinen Gulden oder Dukaten fest in der Hand, vor der Thür und wußte behend mich durch die Reihen aller andern Eckplatz-Aspiranten zu schlängeln, sobald der Kiegel sprang. »Aber nur einen Eckplatz, guter Herr Kassier!« — bettelte und schmeichelte mein kunst- oder richtiger: komödienlüsternes, in banger Erwartung klopfendes Herzchen — und wie strahlend trug ich mein Eckplatz-Billet nach Hause! Und wie erbärmlich klein schrumpfte ich dann Abends vor der Logenthür zusammen, aus Furcht, deren allmächtiger Schließler möchte eines furchtbaren Abends meine dünne Langaufgeschossenheit als »Nicht-Kind« zurückweisen! Welche Schmach wäre das gewesen — und welch Kummer für die kleine Komödiantin! Doch Beides blieb mir erspart, selbst als ich schon wacker in's dritte Lustum hineinwuchs. Und wie manchen, manchen köstlichen Abend habe ich so, auf's Düninste in die enge Logenecke geschmiegt, wie bezaubert neben der Mutter gestanden und mit leuchtenden Augen und berauschem Ohr und andächtig-gläubigem Kinderherzen den magischen Glanz in mich eingefogen, der von den Wundersternen auf der Bühne herüber strahlte!

Gleich Königinnen standen da in fremdartiger Schönheit und im Glanz kostbarer Gewänder und funkelnden Geschmeides Angelika Catalani und Anna Milder-Hauptmann und wie silbernes Glockengeläut hallte ihr Gesang in mir wieder.

Um so enttäuschter war ich, als ich dann 1821 Gertrude

Mara — die weltberühmte Mara, für welche die Mutter einen schönen Dukaten bezahlt hatte, vor mir sah! Ein kleines verwittertes Mütterchen mit langen grauen Locken, mit bunten Bändern, Federn und glitzernden Schmucksachen gar wunderbar aufgeputzt, ein Notenblatt in den gekrümmten Händen, trat vor und knigte so recht altmodisch, wofür Herr Richard uns sicher einen Tiel mit dem Fiedelbogen applicirt haben würde . . . Als aber dies Großmütterchen den runzelvollen Mund öffnete und mit der glockenreinsten, wundertönigsten Stimme sang:

»Bläse liebes Veilchen . . .«

und dann dazu wie ein Vogel die Variationen flötete und trillerte — so perlend rein und leicht und rund, wie ich nie einen Triller gehört habe — — da hielt ich die Mara wahrhaftig für eine Zauberin.

Den Karlsruhern mußte es wohl eben so ergehen. Sie saßen lange stumm da und sahen sich verwundert an und schüttelten die Köpfe, als könnten sie gar nicht glauben, was sie da sahen und zugleich hörten. Dann aber brach ein so gewaltiger und anhaltender Beifallsturm los, als müßte das Haus zusammenbrechen.

Die Mara war damals 72 Jahre alt. Ich bin ihr leider nie wieder begegnet. Als ich aber 1828 meine erste Kunstreise durch Rußland machte und später in Petersburg engagirt war, erkundigte ich mich oft und lebhaft nach der unvergeßlichen Zauberin in Tönn, die seit Jahren still und müde in Reval lebte. Da hörte ich denn von einem Ohrenzeugen, daß die achtzigjährige Mara noch in einem Concert gesungen und sich den wunderbar seelenvollen Ton und die seltene Rehsfertigkeit bewahrt habe. Ja, in kleinem Kreise mache es ihr Spaß, die schwierigsten Violin-Concerte vom Blatt zu singen und dann zu sagen: »Kinder, wer macht der alten Mara das nach? Und wie viel Wesens haben die Undankbaren dort draußen von ihrer Catalani gemacht, als ob sie nie die Mara gehört hätten!«

Noch während ich in Petersburg war, im Januar 1833, kam die Trauernachricht an, daß die Mara — fast 84 Jahre alt — in Reval gestorben. —

Und dann sah ich als Kind auf der Karlsruher Bühne eine Frau von etwa 40 Jahren — die nicht große gedrungene Gestalt von einem langen weißen Nachtgewande umwallt, das unschöne, fast männliche Gesicht von aufgelösten dunklen Haaren umflattert, — das große Auge so unheimlich starr, — in der Hand ein flackerndes Licht . . . Wie sie diese weißen Hände reibt — so fieberhaft — angstdurchschauert! . . . Und diese Stimme — diese gewaltige, herzdurchzitternde Stimme! Kein Ton fällt auf die Erde. Jeder geht dem Hörer durch Mark und Bein und macht das Blut in den Adern erstarren . . . »Da ist noch ein Fleck! . . . Fort, verdammter Fleck! — fort, sag ich! — Eins! Zwei! — Nun, dann ist es Zeit, es zu thun. — Die Hölle ist finster! — Pfui, mein Gemal, pfui! Ein Soldat ist furchtsam! . . . Wer hätte gedacht, daß der alte Mann noch so viel Blut in sich hätte? . . . Wie, wollen diese Hände denn nie rein werden? — Noch immer riecht es hier nach Blut; alle Wohlgerüche Arabiens würden diese kleine Hand nicht wohlriechend machen. Oh! — oh! — oh! . . .«

Ja, »was das für ein Seufzer war!« Das ganze, kaum athmende Haus durchrieselte ein Todesfrösteln. So hatte mir noch nie gegraut, selbst in der Spukstube des Bruchsaler Schlosses nicht. Und doch hing mein Auge wie gebannt an dieser gespenstischen, dämonischen Frau. Tagelang — wochenlang stand sie mir vor Augen, die weißen Hände von Blutflecken rein waschend, die zu sehen ich mich doch umsonst angestrengt hatte — und der unbeschreibliche Ton, den sie in das eine Wort: »Blut« zu legen wußte, und jene qualvollsten Seufzer machten mich noch oft schreiend aus dem Schlaf auffahren.

Das war Sophie Schröders unvergleichliche Lady Macbeth!

Als ich nach Jahren auf Tieck's Wunsch in Dresden selber die Lady Macbeth spielen mußte, — welche unendliche Mühe gab ich mir, der großen Schröder nur den Ton im Worte »Blut« nachzutreffen. Es gelang mir nie ganz nach meinem Gefühl. Aber auch Tieck, der wunderbare Stimmkünstler, vermochte es nicht. Dabei erzählte er mir zum Troste:

»Friedrich Ludwig Schröder, der wie kein Andreer Komödianten und alltägliche Menschen nachzuahmen wußte, lehnte es stets entschieden ab: Konrad Eckhof zu copiren. Er sagte nur: »Gebt mir erst sein Organ!« — Das, Kind, könnten wir Beide von Mutter Schröder sagen. Der Mensch versuche die Götter nicht!« —

Der junge bezaubernde Ludwig Löwe kam von Prag und spielte in Karlsruhe den »Jaromir«. — Die reizende kindliche Sophie Müller aus Mannheim entzückte mich als kleiner »Savoyarde« und als »Schutzgeist«. Ihr Vater spielte den lustigen Schneider Fips.

Welch ein possirlicher »Pantoffelmann« war der berühmte Staberl Karl, der spätere Gründer und Direktor des Wiener »Karl-Theater«, in seinen ausgewachsenen Höschen und Jäckchen und riesigen Schlurfen, wie er gehorsam seiner Frau die Strümpfe strickt. — Aber voll sittlicher Entrüstung kam ich aus »Räthchen von Heilbronn« nach Hause: daß dieser sipprige Staberl — dieser Knirps es wagte, nach der Hünengestalt und Heldenstimme eines Ferdinand Esslair, den ich auch schon als Gast angestaunt hatte, auf der Karlsruher Bühne den Wetter von Strahl zu geben, — und Frau Staberl, nach meiner angebeteten Venda das Räthchen.

. Auch der bildhübsche Arthur, dessen geschiedene Frau ich später in Hannover als Frau von Holbein wiederfinden sollte, gastirte mit Glück in den damals so beliebten Wiener »Staberl-Rollen«. Während meines Wiener Gastspiels sah ich ihn weniger glücklich in Raimunds »Alpenkönig und Menschenfeind«.

Meine später so geliebte »Donna Diana« lernte ich in der anmuthigen Mad. Niedke aus Stuttgart kennen.

Nach dem lyrischen Tenoristen Böhle als Joseph in Mehuls »Jacob und seine Söhne«, gastirte in Karlsruhe der berühmteste Heldentenor seiner Zeit: Franz Wild. Ich hörte ihn als Max im »Freischütz«. Eine mächtige Stimme voll edlem geläuterten Metall und seelischer Wärme, unwiderstehlich mit sich fortreißend.

Noch berühmter aber, als durch seine Prachtstimme, war Franz Wild dadurch, daß er grade damals der Gegenstand sehr ernsthafter diplomatischer Verhandlungen zwischen Wien und Darmstadt war.

Seit 1813 als erster Tenor an der Wiener Hofoper noch auf Jahre engagirt, hatte der Sänger auf einer glänzenden Gastreise nach Berlin und durch Deutschland den goldnen Lockungen des opermenthusiastischen Großherzogs von Darmstadt nicht widerstehen können, der sich darin gefiel, sein eigener erster Hofkapellmeister zu sein und in allen Opernproben stundenlang taktirend am Dirigentenpult zu stehen. Wild blieb 1817 als Kammerfänger in Darmstadt. Umsonst rief, lockte, drohte Wien. Der Großherzog griff noch tiefer in seine Kasse und der dankbare Flüchtling fuhr fort, seinen fürstlichen Kapellmeister und die guten Darmstädter durch das Metall seiner Stimme zu enthusiasmiren. Jetzt nahmen die Wiener Diplomaten diese hochwichtige Angelegenheit in die Hand. Die Federn schwirrten. Fürst Metternich diktirte die fulminantesten Drohnnoten gegen Darmstadt und verlangte die Auslieferung des liederreichen Deserteurs . . . Darmstadt antwortete sein höflichstes Nein und behielt seinen Wild. Auch die Intervention des jungen Frankfurter Bundes hatte keinen andern Erfolg. Schon sprach man von einem casus belli und vom Einrücken der Exekutions-Bundestruppen in Darmstadt, den herrlichen Sänger zu erobern . . . zum Glück mahnten lustige Stimmen an den Fluch der — Vächerlichkeit. Und Franz Wild

blieb großherzoglich hessischer Kammerfänger, bis des Großherzogs Ludwig I. Moneten und damit der künstliche Glanz der Darmstädter Hofoper zu Ende waren. Da ging Wild denn 1826 nach Paris an die italienische Oper, später nach Kassel und 1830 kehrte er freiwillig nach Wien an die Hofoper zurück und auch das, was von seiner Stimme übrig geblieben war, wurde noch mit echt wienerischem Fanatismus aufgenommen. Alles war vergeben und vergessen.

Ueber diesen großherzoglichen Opern-Musikdirektor und Regisseur erzählt Spohr in seiner Selbstbiographie noch einige charakteristische Curiosa aus dem Jahre 1816: »Er dirigirt nicht nur das Orchester an einem auf dem Theater befindlichen Pulte, sondern ordnet auch Alles auf der Bühne an. Da er sich auf beiden Posten für unfehlbar hält und weder dem Kapellmeister, noch dem Regisseur die geringste Einwendung gegen seine Anordnung gestattet, so ist es natürlich, daß viele Mißgriffe geschehen. Denn obgleich er unter den Großherzögen wohl der beste Operndirektor sein mag, so ist damit noch nicht gesagt, daß er ein guter sei . . . Jeden Sonntag ist Oper, an zwei andern Tagen der Woche Schauspiel, an den vier übrigen Tagen hält der Großherzog seine Opernproben. Nur wenn er durch Krankheit verhindert ist, fallen sie aus. Dann werden auch keine Opern gegeben. Unlängst war er wegen eines Uebels am Bein genöthigt, mehrere Wochen das Zimmer zu hüten; in dieser Zeit durfte weder eine Probe gehalten, noch eine Oper gegeben werden. Er schien zu glauben oder wollte es glauben machen, daß ohne ihn nichts einstudirt werden könne. — Es gewährt einen seltsamen Anblick, den alten, schon ganz krumm gewachsenen Herrn in Uniform mit dem Stern auf der Brust hinter dem Pulte den Takt geben zu sehn, oder wie er den Chor und die Statisten ordnet, bald dieses, bald jenes zu erinnern hat oder dem Orchester piano oder forte zuruft. Auf das pianissimo des Orchesters thut er sich besonders viel zu gut. — Verstünde er nun dies Alles, so würde es keinen bessern

Operndirektor geben, denn er hat nicht nur viel Eifer und Ausdauer, sondern auch in seiner Eigenschaft als Großherzog die nöthige Autorität. So reicht seine Partiturkenntniß aber nicht weiter, als um allenfalls die Violinstimme nachlesen zu können, und da er in seiner Jugend einmal Violine gespielt hat, so quält er die armen Geiger ewig mit seinen Erinnerungen, ohne daß dadurch etwas gebessert wird. Unterdessen können die Sänger so falsch oder geschmacklos singen, wie sie wollen, oder die Blasinstrumente können einen Takt vor oder nach sein — er merkt es nicht ... Daß daher die Opern trotz der vielen Proben dennoch nicht gut gehen und in der Regel um so schlechter, je mehr Proben stattgefunden haben, findet seine Erklärung in Obigem, sowie darin, daß Sänger und Orchester am Ende vor Abspannung und Ueberdruß nicht mehr Acht geben können. So ging es auch mit der Oper »Athalie« von Poissl, die während unserer Anwesenheit jeden freien Abend probirt wurde und bei deren endlicher Aufführung nach 30 Theaterproben doch noch Fehler, sowohl auf dem Theater, als im Orchester vorkamen . . .«

In demselben Jahre hörte ich Louis Spohrs Wundergeige und die goldene Harfe seiner mädchenhaft zarten Dorette in einem Concerte zu Karlsruhe.

Bedeutsamer — von eigenartig elektrisirender, ja schöpferischer Wirkung für mich und in mir waren zwei Abende im Karlsruher Museums-Saale.

Der ganze Saal ist dunkel. Nur im Hintergrunde erhebt sich eine kleine, blendend hell erleuchtete Bühne ohne Vorhang, wie ein offenes Gemach. Das Podium und die drei umschließenden Wände sind mit dunkelgrauem Tuch bezogen. Von der rechten Seite wirft ein riesiger halber Blechcylinder das Licht von 80 terrassenförmig über einander aufgebauten Wachskerzen auf die Bühne. Auf der andern Seite brennt ein einfaches Licht.

Eine leise fremdtönige Musik — wundersüß schmeichelnd

und doch feierlich ergreifend — zieht wie Geisterklang anderer Sphären durch den Saal.

Auf die Scene tritt eine schöne edle Frauengestalt mit marmorweißen ernsten Zügen, das dunkle Haar in Flechten nach altgriechischen Vorbildern um den Kopf gewunden. Eine einfache weiße Tunika umwallt sie, bis auf die Fersen hinab, die klassisch geformten Marmorarme bis zu den Achseln bloß lassend. Das dunkle Auge strahlt in Begeisterung. Die Hand hält einen luftigen weißen Schleier . . .

Peregrina Proteus — Pythia Hendl-Schütz macht den Karlsruhern ein klassisches Kompliment.

Mit drei schnellen Windungen ist der weiße Schleier um das Haar geschlungen — die Arme senken sich straff zu beiden Seiten nieder — die nackten Füße schließen sich eng — das Auge wird glanzlos, starr — das Gesicht, alle Glieder, alle Falten der Gewandung versteinern vor unsern Augen . . . Eine steife eckige Isis-Statue der alten Aegypter steht vor uns . . .

Im Nu ist der Stein wieder zu quellendem, reichen Leben erblüht — um in der nächsten Minute vor des Zuschauers magnetisch gebanntem Blicke wieder zu erstarren: lang hingestreckt kniend am Boden, die blanken Arme mit den flachen Händen auf ein weißes Postament gelegt, den tief ernsten Kopf im Profil vorgeschoben . . . eine Sphinx! Aber weniger die kolossale graue verwitterte Räthselgestalt der alten Aegypter — als die wunderschöne bezaubernde — entsetzliche Sphinx Heine's:

»Ein schönes Weib! Der weiße Blick,  
Er sprach von wildem Begehren;  
Die stummen Lippen wölbten sich  
Und lächelten stilles Gewähren!«

Die Sphinx erhebt sich. Sie streckt die Arme über den Kopf hinaus mit den flachen ausgebreiteten Händen, als trügen sie eine schwere Last. Wie straff die Muskeln sich spannen! Der edle Kopf biegt sich leicht hintenüber — die Augen so groß, so

rund, so starr — um den Mund und die zusammengepreßten  
Kinnladen jener harte Zug äußerster Anstrengung — gewaltig  
wölbt sich die Brust vor — der kleine energische Fuß ist auf den  
Boden gestemmt, wie eingewurzelt . . . eine griechische Kary-  
atide! . . . Ein Zucken rieselt durch die weiße Marmorgestalt —  
und eine andere Gebälkträgerin steht da — in anderer Haltung,  
mit anderen Gesichtszügen . . . um sogleich wieder einer neuen  
Tochter der Stadt Karyä Platz zu machen. Und alle Kary-  
atiden sind gleich schön, gleich edel, gleich wahr!

Auf marmorernem Piedestal steht eine wunderschöne weiße  
Mädchengestalt, ein ahnungsvolles Träumen über die lieblichen  
Züge ausgegossen — Galatea! Daß doch dies holde Steinbild  
warmes, blühendes Leben würde! . . . O Wunder! Wie Früh-  
lingsrauschen über den schlummernden Wald und die erstarrten  
Quellen, zittert es über den kalten Stein. Langsam gewinnt  
der Marmorleib warmes belebendes Blut, das Auge Glanz  
und Glut, der Mund ein Lächeln, — die Arme breiten sich  
sehnsuchtsvoll aus — der Fuß steigt erst zagend, dann freudig  
nieder von dem Piedestal . . . Im überströmenden Lebensglück  
sinkt Galatea ihrem Schöpfer Pygmalion an die Brust! —

Das ist Psyche! Die liebreizendste Königstochter, daß  
selbst Venus eifersüchtig auf sie wird . . . Jetzt: Psyche, die  
Trauernde, Einsame, verbannt auf den Gipfel eines wüsten  
Berges . . . Psyche, die Glückliche, von Amor geliebt . . . Psyche,  
die Neugierige, mit der Lampe in der Hand den schlummernden  
Gott der Liebe betrachtend. Mit welch reizendem naiven Aus-  
druck legt sie den Zeigefinger prüfend an die Spitze von Amors  
Pfeil! . . . Weh! ein Tropfen heißes Del fällt dem schönen  
Liebesgott auf die Schulter — er erwacht und . . . muß das  
ungehorsame Menschenkind fliehen. Arme Psyche! — Ruhelos,  
angstvoll sucht die Verlassene den holden Geliebten auf Erden  
und im Olymp . . . Als Sklavin der zürnenden Venus erliegt  
sie fast unter der Last der ihr auferlegten Arbeiten. Doch Amor  
hilft ihr. Die Liebe überwindet Alles. Nur nicht die Neugierde

des eitlen Mädchenherzens. Sie öffnet, aus der Unterwelt heimkehrend, die Büchse mit der Schönheitsfalbe der Proserpina — und sinkt todt zu Boden . . . Vom liebenden Amor mit dem Pfeile berührt, schwebt die geflügelte Psyche zum ewigen Leben der Götter empor . . .

Welch 'ein weiter, gefährlicher Schritt von der holden mädchenhaften Psyche — bis zur versteineten Schmerzensmutter der Niobiden! Unsere Künstlerin darf ihn wagen. Glückstolz schaut des Königs Amphion Gemalin auf ihren theuersten Reichtum, ihre 14 blühenden Söhne und Töchter, im Uebermuth sogar die Leto verspottend, die nur 2 Kinder hat. Aber diese Kinder sind Götter: Apollo und Diana! — und bereit die Mutter zu rächen. Pfeil auf Pfeil entschwirrt dem Götterbogen und ein geliebtes Kind nach dem andern sinkt vor Niobe's entsetzten Augen todwund zur Erde — — 7 Söhne und 7 Töchter — — bis die mitleidigen Götter die Schmerzensmutter endlich in Stein verwandeln. Welche unsäglichen Schmerzen haben ihre Linien in dies weiße Marmor Gesicht gemeißelt!

Ahnt dies Künstlerherz, daß auch ihm der Mutterschmerz einer Niobe beschieden? — Vier erwachsene Söhne von Frau Hendl-Schütz starben durch Selbstmord!

Nach dem lebenden Marmor wird die Künstlerin zu einer Gallerie farbenglühender Gemälde aus der italienischen, alt-deutschen und niederländischen Schule.

Da ist Hagar mit Ismael in der Wüste, gekleidet in das leuchtende Blau und Roth des Morgenlandes, — gebrochen, verdürstend, demüthig, doch getragen von ihrem Glauben an einen Gott der Barmherzigkeit und von ihrer Mutterliebe.

Welch ein Contrast zu dieser verstoßenen armen Magd ist dies üppig schöne Weib in den kostbarsten Cachemirs und glitzernden Geschmeiden, im hochmüthigen Auge Eitelkeit und Weltlußt! Wie sie wühlt in diesen farbenprächtigen Shawls

und Gewändern, Perlenketten und Goldspangen! Nichts ist ihrer Hoffahrt köstlich genug, sich damit zu schmücken. Hochmüthig prüft sie Alles an ihrer Schönheit — verächtlich schleudert sie es bei Seite . . . Das ist die weltliche Magdalena!

Aber sie wird zur reinigen — dann zur büßenden. Das ist die Magdalena Correggio's, wie sie in der Wildniß vor einem Todtenkopf hingestreckt liegt, dürftig in raube Felle gehüllt, lesend in dem großen Buch der Bücher. Nur umwallt die schöne Büßerin kein goldiges Haar, sondern das reiche dunkle der Künstlerin.

Der büßenden folgt die in Verklärung sterbende Magdalena.

Und dann eine ganze Gallerie von altitalienischen, altdeutschen und altspanischen Madonnen! Die Verkündigung Mariä, — die Mutter Gottes mit dem Jesuskindelein auf dem Schooße (Rafaels Madonna della Sedia in Florenz), — Mater Dolorosa, — die gekrönte, von Engeln emporgetragene Himmelskönigin!

. . . Die kleine Komödiantin kam von diesen lebensvollsten »Lebenden Bildern« ganz berauscht nach Hause und von jetzt an war keine weiße Fenstergardine, keine rothe Tischdecke, kein Shawl mehr sicher vor meinen drapirenden Händen, — bis es der Mutter mit der kleinen »Hendel-Schütz« zu bunt wurde und sie ein energisches Machtwort sprach: »Uina, setz Dir kein dummes Zeug in den Kopf. Du sollst keine Komödiantin, am wenigsten eine Hendel-Schütz werden. Die unglückliche Frau hat schon vier Männer gehabt . . . «

Vier Männer! Entsetzlich! Das Wort kühlte mich doch sehr in meiner Begeisterung für die reizende Galatea, die himmlische Psyche und heilige Madonna ab. Und ich beschloß fest in meinem Herzen, die liebenswürdigste alte Jungfer werden und bleiben zu wollen, auch wenn die schönsten Pygmalions und Märchenprinzen um mich freien sollten.

»Aber, Mutter, wenn ich nicht Schauspielerin werden darf, kann ich ja auch kein Geld zum sammtenen Lehnstuhl und zur Chokolade für Dich verdienen!«

O sonniges Mutterlächeln!

Theater und Hof! Das waren die Sonnen, um die sich vor 60 Jahren das ganze Leben einer kleinen deutschen Residenz drehte. Und so war es auch in Karlsruhe.

Die Sonne des Hofes aber war wiederum unsere Bruchsaler Frau Markgräfin Amalia. Eine milde gütige Sonne, Alles um sich her erhellend und erwärmend. Sie war das verehrte Haupt der regierenden Familie, ihr bescheidenes Palais in der Langen Straße im Winter der Mittelpunkt des bedeutendsten geistigen und geselligen Lebens von Karlsruhe, ihr Herz und ihre Hand die Zuflucht der Armuth. Besonders in den furchtbaren Hungerjahren, die der Kriegsnoth auf dem Fuße folgten und die nach Zugrundegehen der Ernte 1816 und 1817 ganze Schaaren von Hungrigen bettelnd durchs Land irren sahen. Viele blieben an den Wegen vor Erschöpfung liegen. Wie viel Thränen hat da das thränenerefahrne Herz der Markgräfin gestillt, wie viel Hungrige ihre gesegnete Hand gesättigt.

Auch wir Kinder lernten damals Meister Schmalhaus als Küchenmeister kennen und — fürchten. Die Semmeln waren so klein, wie Guldenstücke — und der kindliche Appetit riesengroß. Einst kam Bruder Karl mit einem wahrhaft bellenden Hunger aus seiner Junkerschule angerannt und heulte, er wüßte gar nicht mehr, wie einem fatten Junker zu Muth sei. Die Mutter hatte ihre wenig tröstliche Kummermiene. Da fing auch ich zur Gesellschaft an zu heulen, nahm des Bruders Hand und sagte: »Komm Karl, wir gehn zur Frau Markgräfin. Die weist keinem Hungrigen die Thür!« — »Und sie kochte heut Hammelfleisch und Weißkohl mit Rümme!«, — stimmte Karl

begeistert ein. »Wie appetitlich das roch, als ich soeben vorbeiging und ein großer Haufen von alten Männern und Weibern ganze Töpfe voll Marktgraf-Essen nach Hause trugen!« — Die Mutter aber fragte in der Speisekammer doch noch einige Vössel voll Mehl zusammen und kochte davon einen stattlichen Kessel voll Suppe. Vor unsern Augen wurde das letzte Ei hineingequirlt. Wir hätten es sonst schwerlich wieder herausgeschmeckt. Und zum ersten Mal wußten wir diese Mehlsuppe — als »sanfte Liebe« sonst mehr gefürchtet als geliebt — nach Gebühr zu schätzen. Wenn auch der unersättliche Karl dabei blieb: »Vina, wie würde auf dies Süppchen erst der Marktgräfin Weißkohl und Hammelfleisch schmecken!«

Sah ich der Marktgräfin kleine flinke Laufer in den schwarzen Sammetjacken und silbernen Schärpen ihrer vier-spännigen Equipage vorauffpringen, so rannte ich geschwinde auf die Straße hinab, um der wohlthätigen, geliebten Fürstin meinen aller schönsten Knix zu machen und ein freundliches Lächeln zu erhaschen.

Nach der Marktgräfin liebten wir ihren einzigen Sohn, den regierenden Großherzog Karl, am meisten. Er war eine schöne ritterliche Erscheinung, aber oft so bleich und traurig. Man sagte, er sei kränklich. Und er war einst vor Danzig der Zeltkamerad unseres seligen Vaters gewesen und hatte seinen lustigen Adjutanten Bauer so lieb gehabt. Sahen wir Kinder den Großherzog mit seiner Gemalin Stephanie in den schönen Alleen spazieren gehen, so liefen wir ihm treuherzig entgegen und küßten ihm die Hand. Er streichelte uns dann wohl das Haar und sagte mit seinem milden wehmüthigen Lächeln: »Ach! das sind ja meines guten Bauer Kinder! Ganz seine Augen und seine Haare. Daß er so jung schon sterben mußte! Kinder, werdet gut und fröhlich, wie Euer Vater, — aber glücklicher. Ich werde Euch nicht vergessen. Grüßt Eure Mutter!«

Wie schön und holdselig war die Großherzogin Stephanie, die Adoptivtochter des Kaisers Napoleon. Und wie lustig hörte

sich das an, wenn sie mit ihrem französischen Accent deutsch sprach. Und sie konnte selber darüber so hell und herzlich lachen.

Aber der Großherzog wurde immer bleicher und Stephanie lachte immer feltener. Bald hieß es: der Großherzog ist schwer krank und sein Geist verdüstert. Die Aerzte haben ihn nach dem Bade Griesbach im Schwarzwalde geschickt — dann: nach dem Jagdschloßchen Favorite bei Baden-Baden — zuletzt: nach Rastatt! Der Arme hat nirgends Ruhe . . . Im December 1818 rollte der großherzogliche Leichenwagen, umgeben von weißröckigen Gardes du Corps, so prunkvoll und dumpf durch die Straßen von Karlsruhe. Der Großherzog war im Schlosse zu Rastatt gestorben und bei Nacht und Fackelbeleuchtung sollte die Leiche in die Fürstengruft nach Pforzheim überführt werden. Sein edles Gesicht strahlte im Sarge von einer rührenden Schönheit, wie ein marmorner Christuskopf.

Der alte Markgraf Ludwig, der bis dahin als eine Art Einsiedler am Bodensee oder in Karlsruhe ganz für sich gelebt hatte, wurde nun regierender Großherzog. Ich sollte später eine für mich verhängnißvolle Audienz bei ihm haben.

Die Großherzogin Stephanie zog mit ihren holden Töchtern nach ihrem Witwensitz Mannheim. Daß ich dort ihr bei zwei Gastspielen nahen durfte, habe ich in meinen »Komödianten-Fahrten« ausführlich erzählt.

Ganz besondern Reiz hatte für mich natürlich das kleine Palais, in dem die Königin von Schweden mit ihren Kindern wohnte. Auf einem Kinderballe bei der Generalin von Freistedt durfte ich wieder mit den lieblichen Prinzessinnen Cäcilie und Amalie tanzen, wie einst auf dem Balle der Frau Markgräfin. Sie erinnerten sich freundlich an ihren ersten Tänzer, den grüngestiefelten, ephuebekränzten Waldelfen und wir lachten herzlich mit einander über das närrische Oui und Non. Bald wurde auch ich zu einigen reizenden kleinen Kinderfesten in das schwedische Palais eingeladen.

Und wie mich diese wunderschöne Königin mit den dunklen

Locken und tiefblauen Augen interessirte, seit ich über ihr traurigstes Geschick Einiges gehört hatte und gereift genug war, darüber nachzudenken!

Schon als elfjährige Prinzessin war Friederike von Baden zugleich mit ihrer älteren Schwester, der späteren Kaiserin Elisabeth, 1792 an den Hof Catharina II. nach Petersburg gekommen. Die Zarin vermählte Elisabeth ihrem Enkel Alexander und bestimmte Friederike für Constantin. Die kleine Prinzessin weinte aber stets bitterlich und zitterte an allen Gliedern, wenn der wilde Constantin sich ihr in seiner rohen Weise zärtlich näherte, daß Catharina das »badische Gänsschen« schon nach einem Jahre zurücksandte und für Constantin eine Coburgische Prinzessin als Braut kommen ließ. Mit 16 Jahren wurde Friederike die Gemalin des jungen Königs Gustav IV. von Schweden, für den Ankarströms Kugel auf jenem Maskenballe den Thron leer gemacht hatte.

Aber König Gustav war ein unglücklicher Charakter: starr, abergläubisch, voll Sonderbarkeiten und fixer Ideen und von der Unfehlbarkeit und Allmacht seines souveränen Königthums krankhaft durchdrungen. Um so empfindlicher mußte ihn — den legitimen König — der Schlag treffen, als ihn am 13. März 1809 eine Verschwörung in Stockholm gefangen nahm und funfzehn Tage später seine unglückliche Mutter, die verwitwete Königin Sophia Magdalena, ihm in dem Gefängnißschlosse Gripsholm weinend das Bekenntniß machte: Du bist nicht der Sohn Gustav III. — kein legitimer König von Schweden. Entsage freiwillig dem Throne, ehe die Reichsstände öffentlich Deiner Mutter Schuld aussprechen.

Am andern Tage unterschrieb Gustav Adolf IV. die Abdankungsurkunde. Erst im December wurde die königliche Familie aus der Haft des Schlosses Gripsholm entlassen und unter Bedeckung und im strengsten Geheimniß nach Deutschland geführt, der zehnjährige Kronprinz Gustav sogar gesondert von Eltern und Geschwistern.

Im Februar 1810 langte die vertriebene Königsfamilie als Gast der Markgräfin in unserem Bruchsal an. Welch ein schmerzliches Wiedersehen! Dennoch hielt Gustav Adolph IV., der officiell den Namen eines Grafen von Gottorp angenommen hatte, noch im Bruchsaler Schlosse die strengste schwedische Hofetiquette aufrecht. In den Abendgesellschaften nahm er nie einen Stuhl und so durften sich auch die übrigen Anwesenden nicht setzen.

Ostern wollte der kleine schwedische Hof das romantische Schloß Meersburg am Bodensee beziehen, das der Königin Großvater, der Großherzog Karl Friedrich, dazu hatte einrichten lassen. Plötzlich ließ der König Extrapostpferde bestellen, und fuhr nach flüchtigem Abschied von Gattin und Kindern allein in die Welt hinaus ... um die letzteren nie wiederzusehen. Niemand erfuhr, welche neue fixe Idee oder finstere Laune den Unglücklichen so ins einsame, ruhelose Leben hinaustrrieb.

Die Königin folgte dem unglücklichen Gatten im Sommer nach Schaffhausen — später nach Altenburg in Sachsen. Der König verlangte: seine Gemalin und Kinder sollten sich mit ihm in Herrenhut niederlassen und fortan ganz als Herrenhuter leben! — Als die Königin darauf nicht eingehen wollte, reiste ihr Gatte in dunkler Morgenstunde ab, ohne Abschied zu nehmen. Sie haben sich nicht wiedergesehen.

Und immer ruheloser irrte der heimatlose König ohne Land umher. Bald miethete er in Colberg eine Barke, um sich auf ein englisches Kriegsschiff zu begeben. Der preußische Festungskommandant hinderte ihn daran. Bald machte er sich auf den Weg nach Rußland. Da er keinen Paß hatte, wurde er an der Grenze zurückgewiesen. Jetzt ging er nach England. Keine Ruhe! Nach der Schlacht von Leipzig bot er seinem früheren Todfeinde, dem illegitimen Kaiser Napoleon seine Dienste als Adjutant an. Napoleon dankte kühl ablehnend. Dann erschien der Graf von Gottorp zu Wien auf dem Kongresse, um für sich und seinen Sohn Gustav die schwedische

Königskrone zu reklamiren. Man antwortete ihm mit Achselzucken. Plötzlich las man in allen Zeitungen eine sehr wortreiche Aufforderung an die gesammte Christenheit: den Grafen von Gottorp auf einem Pilgerzuge an das heilige Grab nach Palästina zu begleiten und sich dem Orden der »Schwarzen Brüder« anzuschließen, den er zu stiften im Begriff sei. Jeder Schwarze Bruder dürfe sich nie den Bart scheeren, zum Zeichen seiner Beständigkeit . . . Lauter Seifenblasen, die in der nächsten Minute wieder platzten.

Umsonst bat der depoffedirte König »seine lieben Norweger«, ihn unter dem Namen »Gustavsohn« als einfachen Bürger von Norwegen aufzunehmen. Die Schweiz war großmüthiger und machte Herrn Gustavsohn zu ihrem Bürger und Oberst.

Von jetzt an verbat er es sich sehr bestimmt: Majestät! titulirt zu werden. Er antwortete auf seine Anrede: ich bin Schweizer Oberst — nebenbei eine wandernde Satire auf den heiligen Bund, der sich so sehr mit seiner Legitimität brüstet!

In Leipzig besuchte Oberst Gustavsohn gern das Theater. Er saß dann im Hintergrunde von Küstners Direktionsloge. Als der »Freischütz« gegeben wurde und Samiel erschien, fragte der König Küstner: »Wer ist das?« — »Das böse Prinzip — der Teufel!« — Der König schnitt ein Gesicht, nahm seinen Hut und verließ augenblicklich das Theater, um nie wiederzukommen. Mit »dem bösen Prinzip« mochte sein Aberglaube nichts zu schaffen haben.

Einst stand ich als Kind in Karlsruhe mit einer Schulfreundin, die der Post gegenüber wohnte, vor der Thür: da kam eine leichte Extrapostkalesche angefahren. Drin saß ganz allein ein schwächlicher Mann mit einem ausdrucksvollen Kopf, den blauen Rock ganz zugeknöpft. Mit auffallender Beweglichkeit verließ er den Wagen, um neue Pferde zu bestellen. Sein ganzes Gepäck bestand in einer winzigen Handtasche. Kein Diener begleitete ihn . . .

Die Leute liefen herbei: den König von Schweden zu sehn. Der plauderte harmlos, nicht ohne eine gewisse Geschwätzigkeit mit aller Welt. Aber er hatte keine Frage — vielleicht kaum einen Gedanken für seine Gemalin und seine Kinder, die doch in derselben Stadt lebten. Als die Pferde gewechselt waren, fuhr er weiter.

So ist der Unglückliche noch mehrere Mal durch Karlsruhe gekommen, ohne sich um seine Familie zu kümmern. Nie hat er seiner Gemalin, seinen Kindern geschrieben. Und doch hatte er zu ihren Gunsten freiwillig auf die ganze ihm von Schweden ausgesetzte Apanage verzichtet, sehr bescheiden von den verkauften Diamanten lebend, die er als sein Privateigenthum aus Schweden mitgebracht hatte.

Nur als die Königin Friederike im September 1826 sterbend zu Lausanne lag, sah man in der Abenddämmerung den Oberst Gustavsohn ihrem Hause gegenüber stehn und lange auf das Fenster des Schlafgemaches starren. Und als die Leiche dann in der Familiengruft zu Pforzheim beigesetzt wurde, stand im Schatten eines Kirchenpfeilers ein Mann, dicht in seinen Mantel gehüllt, und seufzte. Es soll der Oberst Gustavsohn gewesen sein. Was mag in jenen todeschaurigen Stunden in der Seele dieses Menschenrätselfels vor sich gegangen sein!

Noch 11 Jahre nach dem Tode der Königin irrte der Ruhelose bedauert und — verspottet durchs Leben. Dann starb er in St. Gallen. Seine Asche fand erst 1845 neben dem Sarge seiner jüngsten Tochter Cäcilie, Großherzogin von Oldenburg, in der Fürstengruft zu Oldenburg eine bleibende Stätte. —

Von dem Zauber der wunderbaren Schönheit ihrer Prinzessin Friederike — von der Familie kosend: Fricke genannt — erzählten die Karlsruher folgende romantische Geschichte:

Ein englischer Lord hatte die junge Prinzessin in Karlsruhe gesehen und eine wahnsinnige Leidenschaft für sie gefaßt. Er folgte ihr von Stund an, wie ihr Schatten, aber immer in

respektvoller Entfernung. Besuchte die Prinzessin das Theater — so lehnte der Lord sicher in einer dunklen Logenecke ihr gegenüber und starckte ihre Schönheit an. Für die Bühne hatte er keinen Blick. Ebenso fehlte er nie in der Schloßkapelle. Fuhr die Prinzessin spazieren — so sprengte ihr Ritter sicher denselben Weg dahin. In Baden-Baden — in Bruchsal — in Mannheim — überall, wo die Prinzessin erschien, tauchte auch ihr Schatten auf. Aber stets so achtungsvoll und zurückhaltend, daß kein Hofmarschall ihm einen Abschiedswink zu geben wagte. Seltsamer Weise hat Se. Lordschaft nie versucht, bei Hofe vorgestellt zu werden oder gar sein Idol anzureden.

Kaum war die junge Königin von Schweden — zu Stralsund im October 1797 Gustav Adolf per Procuracion ange-  
traut — zu Carlserona ans Land gestiegen, so sah sie die glühenden Augen ihres Don Quixote aus der jubelnden Volksmenge vorleuchten. Und die Anbetung per distance wurde mit echt englischer Ausdauer in Stockholm fortgesetzt.

Doch nach drei Jahren kam es zur Katastrophe. Die schwedischen Kavaliere hielten ihrer schönen Königin zu Ehren vor dem Schlosse Drottingholm ein glänzendes Turnier ab. Die Königin sollte dem Sieger den Lorbeerkrantz aufs Haupt setzen und die von ihr eigenhändig gestickte Schärpe umhängen. Ein lockender Preis für schönheildurstige Herzen.

Schon haben einige Ritter ihre Lanzen zersplittert. Da reitet in schwarzer, prächtiger Rüstung, mit seinem Knappen und flatterndem Banner in den Lieblingsfarben der Königin, ein fremder Ritter in die Schranken — unser Lord. Er schwingt eine blitzende Streitaxt und fordert mit laut schallender Stimme ebenbürtige Ritter zum Zweikampf heraus: mit gleicher Waffe auf Tod und Leben — für den Siegespreis der Schönheit . . .

Der junge Freiherr von Torstenson tritt vor und hebt den hingeworfenen Handschuh auf.

Aber auf Befehl des Königs weist ein Herold den Lord als Stöbrenfried eines harmlosen Lustturniers mit seiner blutigen Herausforderung vom Kampfplatz. Das Volk reißt jubelnd sein Banner in Stücke. Se. Lordschaft wird auf ein Schiff geführt und gezwungen, sein schriftliches Ehrenwort abzugeben: nie wieder den Boden Schwedens zu betreten . . .

Und man sah und hörte nichts mehr von diesem fahrenden Ritter von der traurigsten Gestalt.

Mein leidenschaftliches kleines Herz wurde nicht müde, solche erlauchten, halb verstandenen Geschichten in den wunderschönen Augen der unglücklichsten Königin nachzulesen, die in stiller Nacht so viel weinten, daß man das Kopfpolster von den geflossenen Thränen verstopft fand. —

Auch das Palais der Reichsgräfin Louise von Hochberg, einst Fräulein Geyer von Geyersberg, Witwe des Großherzogs Karl Friedrich, und ihrer stattlichen Söhne Leopold und Wilhelm, beschäftigte die Geisterseher des alten Karlsruhe nicht wenig. War doch Markgraf Leopold — nach dem Tode der beiden Prinzen der Großherzogin Stephanie und bei der Kinderlosigkeit des alten Großherzogs Ludwigs — der zukünftige Thronfolger Badens.

Welche Feste, welche Lust und Pracht gab es da zu sehen, als im Juli 1819 die Hochzeit des Markgrafen Leopold mit der Prinzessin Sophie, der ältesten Tochter der Königin von Schweden, gefeiert wurde. Mit der Mutter hatte ich den ausgestellten reichen und reizenden Trousseau ansehen dürfen. Wie war's nur möglich, daß eine Dame allein — und war's auch eine Prinzessin — in ihrem ganzen Leben so viele köstliche Kleider, Atlasschuhe, Strümpfe und Taschentücher verbrauchen konnte. Ach, wie armselig kamen mir nachher meine Kommodenschiebladen vor, deren Schätze mich doch bis dahin so reich gemacht hatten. Und nun erst gar der Staat bei der Trauung im Schlosse! Da trug die Braut ein ganz silbernes Kleid, wie eine Märchenprinzessin, und unter dem blühenden

Myrtenkranze funkelte es von Diamanten. Reizender aber waren doch noch meine beiden kleinen Prinzessinnen Amalie und Cäcilie in ihren weißen duftigen Lüllkleidern — wie weiße Rosenknospen. Und dann die prächtigen Feuerwerke und Festtheater! Der Intendant Freiherr von Aussenberg hatte die Festoper gedichtet: »Berthold I. von Zähringen«. Viel mehr aber gefiel mir das glänzende »Turnier von Kronstein«, das ich ebenfalls bei diesen Festen zuerst sah. Wie wunderschön und prächtig sah Amalie Neumann als Elsbeth auf ihrem Schimmel aus! Ach, da wuchs der kleinen Komödiantin das Herzchen doch mal wieder so recht sehnsuchtsvoll nach den strahlenden Brettern! — Ich glaube, es war auch bei Gelegenheit dieser Hochzeitsfeierlichkeiten, daß ich den Markgrafen Leopold mit Mad. Neumann auf dem Museumsballe tanzen sah. Das schönste Paar unter allen Tänzern!

In der Karl-Friedrichstraße lebte endlich noch still und wohlthätig die verwitwete Markgräfin Friedrich mit ihrer Schwester, der Prinzessin Auguste von Nassau-Ufingen, und deren Gemal, dem Grafen Friedrich Wilhelm von Bismarck. Es wollte durchaus nicht in meinen kleinen selbstdenkenden Kopf, daß der Gemal einer Prinzessin nicht auch Prinz oder die Frau eines Grafen nicht Gräfin sein sollte.

Graf Bismarck hatte jenen schauerlichen Winterfeldzug nach Rußland mitgemacht und war wie durch ein Wunder dem Untergange entronnen, obgleich die Kosacken ihm seine Pferde und selbst die nothdürftigste Kleidung nahmen und er, noch ermattet vom Typhus und Entbehrungen aller Art, in dem Gedränge an der Beresina seine sämtlichen Leute verlor. Er hatte aber die Energie und den — Stern der Bismarcks und wurde der später so berühmte württembergische Reitergeneral und Gesandte an den Höfen zu Karlsruhe, Berlin und Dresden — und nebenbei mein erster Kritikus im Stuttgarter »Morgenblatt«.

Dieser ganze vielköpfige und buntgestaltete badische Hof

fand sich im Sommer gewöhnlich in dem schönen Baden-Baden wieder zusammen. Das war damals noch kein Lugasbad mit glänzenden Spielsälen, Pariser Restaurants und kostspieligen Toiletten, — nur die reizendste Ländlichkeit. Die Preise waren so mäßig, daß ganze Familien allsummerlich aus Karlsruhe dahin überstiedelten. Auch die Mutter machte es durch weise Sparsamkeit möglich, mit mir fast regelmäßig einige Wochen dort zu sommern, ohne unser bescheidenes Jahresbudget zu überschreiten. Das waren dann herrliche Ferientage.

Ich weiß noch sehr deutlich, daß wir in dem alten »Zähringer Hofe« zwei kleine, einfach geweißte Stübchen ohne Sopha's und mit winzigen Spiegeln bewohnten. Ein helles Waschkleid und runder Schäferhut genügten vollkommen für Promenade, Kaffeekränzchen, Ausflüge in die reizende Umgegend und den abendlichen Tanz im schmucklosen Saale des Conversationshauses. Und wie ungenirt und fröhlich mischten sich dort die höchsten Herrschaften in die Reihen der Tänzer!

Frage man dann: Wer ist denn jener junge Herr mit dem rosig blühenden heiteren Gesicht, der die schönsten Tänzerinnen so unermüdlich im Ländler schwingt? — so hieß es einfach: Der Kronprinz Ludwig von Bayern!

Für meine rege Kinderphantasie aber wurde der lustige Kronprinz noch viel interessanter, als ich hörte: Er hat in seiner Wiege auf einem Kopfkissen geschlummert, das gepolstert war mit — Schnurrbärten. Als er nämlich 1786 zu Straßburg geboren wurde, so wußten die alten Grenadiere seines Vaters, der damals noch Herzog Max Joseph von Zweibrücken und französischer General in Straßburg war, dem geliebten Führer ihre theilnehmende Freude nicht besser zu bezeugen, als dadurch: daß sie sich sämmtlich ihre stolzen Schnurrbärte abschnitten und mit denselben ein Kopfkissen für den kleinen Prinzen füllten ... Ach, wie sich's wohl auf Grenadier-Schnurrbärten schlafen und träumen ließ? Das beschäftigte mich lebhaft!

Und dort promenirte auch der gute alte König Max Joseph

von Bayern, an jedem Arm eine seiner wunderschönen jungen Zwillingstöchter, die einander so ähnlich sahen: die späteren Kronprinzessinnen von Preußen und Sachsen. Der leutseligste, bürgerlichste und menschenfreundlichste Monarch, den ich je gesehen habe. Sein Gesicht strahlte stets in einem milden, väterlichen Lächeln. Für Jedermann hatte er ein wohlwollendes Wort. Wollte er ausfahren, so mußte er bis zum Wagen erst ein förmliches Spalier von Bittenden passiren. Da hatte er denn die Börse in der Hand und theilte unermülich und mit der hellen Freude am Wohlthun nach rechts und links Silbermünzen aus. War die Börse leer, so schwenkte er sie in der Luft und rief: Kinder, für heut bin ich abgebrannt. Morgen mehr!

Zum letzten Mal sah ich Max Joseph von Bayern in einem gar wunderlichen Aufzuge auf der öffentlichen Promenade zu Baden-Baden. Er führte die Königin Karoline am Arm und hatte ihr soeben in einem der Läden an der Promenade einen schönen rosa Atlashut mit weißen Straußeneibern gekauft. Natürlich hatte die Putzmacherin den Hut der Königin ins Palais senden wollen, aber Max Joseph bestand darauf, ihn sogleich mitzunehmen. In der Hand wurde ihm der zarte Putzartikel doch bald unbequem — da steckte er, kurz entschlossen und mit vergnügtem Lachen über den guten Einfall, den Hut auf den Knopf seines Spazierstockes und trug ihn so hoch in der Luft, wie ein seliges Bäumlein, das seinem Schatz etwas Hübsches vom Jahrmart mitbringt. Die Königin wurde zusehends verlegener, je größer das Gefolge der Neugierigen wurde. Aber umsonst bat sie, ihren Händen den Hut zu überliefern. Seelenvergnügt trug der König ihn nach Hause.

Auch des Königs Schwiegersohn, den stattlichen und lebenswürdigen Herzog Eugen von Leuchtenberg, einst Vizekönig von Italien, sah ich mit seiner schon stark verblühten, aber noch immer graziosen Schwester Hortense, Herzogin von St. Leu, einst Königin von Holland, und ihrem jungen schwächtigen Sohne Louis — später Kaiser Napoleon III. — in Baden-

Baden. Abends stand ich dann wohl mit andern Badegästen unter den offenen Fenstern der herzoglichen Wohnung und lauschte, wie Herzog Eugen mit angenehmer Stimme das »Partant pour la Syrie« und andere Romanzen seiner Schwester Hortense sang.

An Baden-Baden knüpft sich mir auch ein geflügeltes Wort, das ich noch heute zuweilen zum Ergöhen meiner Freunde mit dem Beiwerk mimisch-plastischer, komisch-drahtischer Darstellung zum Besten geben muß. — An der für mich so überköstlichen, reichbesetzten table d'hôte des »Zähringer Hofes« saß uns gegenüber die reiche, fette Madame Hirsch mit einem eigenthümlichen Froschgesicht — roth wie eine Ranunkel, ewig schwitzend, das schwarze Haar fest an die Schläfen geklebt, essend für Vier, dabei schlingend, als wenn der Laubfrosch Fliegen schnappt, unerschöpflich raisonnirend über »das Fraß« und die Kellner kommandirend, kurzathmig wie eine ausgeleerte Drehorgel und aufs Tiefste durchdrungen von ihrer Wichtigkeit und ihren Hunderttausenden. Ich liebte Madame Hirsch nicht. Ja, ich fühlte, wenn ich Kellner vom Zähringer Hofe wäre, ich würde Madame Hirsch mit der ganzen Blut einer malträdirten Kellnerseele hassen können. Sie wäre »mein erster Haß« gewesen.

Eines Mittags hatte der Rimmersatt schon zweimal die Platte mit Entenbraten auf ihren Teller geleert und mit erstaunlicher Geschwindigkeit hinabgeschnappt, da quäkte schon wieder die fette Stimme laut durch den Saal: »En — te will i! En — te!«

Der Kellner springt mit einer Platte voll Kalbsbraten herbei, entschuldigend, daß keine Ente mehr vorhanden. Voll sittlichster Entrüstung stößt Madame die Platte zurück, ihr Gesicht entflammt zur »Brennenden Liebe«, die Froschaugen quellen noch runder vor und immer lauter — immer fetter quäkt es Kellner und Wirth an: »En — te — En — te will i!« — bis meine Lachlust losplagt und mit mir die ganze Tafel-

runde in schallendes Gelächter ausbricht. Am andern Tage war die Froschmadame verschwunden. Aber im Zähringer Hofe hörte man noch lange von Gästen und Kellnern lachen: »En—te will i!« Ich konnte es am Besten nachmachen.

So wurde Madame Hirsch die erste Studie für das Nachahmungstalent der kleinen Komödiantin und ihr Wort für mich und die Meinen zum geflügelten.

Zu dem Bilde der kleinen Lina aus jenen frohen Kindertagen finde ich in einem Briefe der Mutter vom Jahre 1817 noch einige Farben: . . . »Meine Jungens machen mir oft den Kopf warm, denn es gibt der Bedürfnisse für sie so viel, doch sind sie fleißig und brav. Linchen wird recht groß, aber es ist noch viel kindisches Wesen in ihr. Wie war mein Vottchen in ihrem zehnten Jahre schon so verständig! Sonst aber würdest Du, liebe Louise, Linchen sehr zu ihrem Vorthheil verändert finden, seit sie vor zwei Jahren bei Euch in Stetterburg war. Sie hält sich und ihre Kleider jetzt immer hübsch sauber und in der Schule und am Klavier ist sie sehr fleißig. Ich muß ihr oft erzählen, wie unartig sie damals noch in Stetterburg war und wie sie ihre Kleider immer im Spiel mit den geliebten Hunden und andern Thieren beschmutzte. Da wird sie feuerroth vor Scham und sagt: Ach, wie schäme ich mich, daß ich so unartig sein konnte. Was müssen der gute Onkel und die Cousine von mir denken! Und doch denkt sie noch mit aller Zärtlichkeit an ihre alten Spielkameraden zurück: den großen Bollo und die kleinen Schäfchen! . . . Die Freude, welche Lina über Deines gütigen Vaters Geschenk gehabt hat, kann ich Dir nicht beschreiben. Die schöne Wolle für mich und der blanke Dukaten für Lina kamen grade an, als die Messe anfing und ich ihr versichert hatte: sie bekäme dies Mal gar nichts vom Jahrmarkt, weil ich für die Jungens so viele nöthige Ausgaben hätte. Aber es hatte ihr am Sonntag Abend am Licht eine feurige Rose gebrannt und sie behauptete wohlgemuth: das bedeute ein Geschenk! Und richtig, schon am Montag waren

Eure Gaben der Liebe da. Mit welchem Jubel das Kind da in der Stube umhersprang! Die Wolle will sie mir über Winter spinnen und stricken helfen, von dem Dukaten aber sollen ich — die Brüder — Marianne — alle Welt ihre Messgeschenke abbekommen. Sie hat überhaupt ein liebes kleines Herz zum Schenken und Freudemachen. Nun aber soll ich ihr durchaus sagen, ob wohl der gute Onkel geahnt hätte, daß sie sich wegen der Brüder so Manches versagen müßte? . . . Hilft der liebe Gott mir nur noch fünf Jahre so väterlich weiter, dann hoffe ich mit den Kindern aus allen Sorgen zu sein: Karl ist dann Offizier, Louis in Frankreich in einer Handlung und Lina Gouvernante . . .“

Lina — Gouvernante! Arme kleine Komödiantin!

#### 4. Die kleine Gouvernante.

Verbiete Du dem Seidenwurm zu spinnen!  
Goethe's Tasso.

Ja, Gouvernante sollte die kleine Komödiantin werden! Das hatten die Mutter, die Onkel und Tanten und die »großen« Brüder so beschlossen. Was blieb dem armen vaterlosen Offizier-töchterlein auch anders übrig, da von der Schauspielerin ja natürlich nie im Ernst die Rede sein konnte! Der Onkel General in Cassel hatte ganz härbeißig gesagt: Eine Bauer auf den Komödiantenbrettern? — eher Viehmagd! — Und einen Mann würde das arme Ding ohne einen Kreuzer Vermögen auch schwerlich bekommen . . . Als ob ich schon Einen wollte!

Also Gouvernante! Und ich verschluckte meine Thränen und lächelte Ja dazu. Hatte die Mutter doch so Kummer genug und ich wirklich den redlichsten Willen, ihr nur Freude zu machen. Zur Belohnung durfte ich abends in die Komödie gehn. Es wurde Kogebue's lustiger »Wirrwar an allen Ecken« gegeben. Aber ich konnte gar nicht so recht von Herzen lachen, wie sonst. Zwischendurch fiel mir immer die alte, näselnde, entsetzlich gelehrte und gestrenge Zukunfts-Gouvernante mit großer schwarzer Hornbrille, Schnupftabaksdose und langmageren englischen Löffchen: Mademoiselle Lina Bauer ein — mit riesiger Gänsefeder und rother Linte 99 französische Hefte kleiner lustiger Fluselsöpfe korrigierend . . . und Thränlein auf Thränlein rollte in den tollen Hurlebusch-Wirrwar hinein . . .

«All jene Lust und Herrlichkeit dort oben auf den Brettern sollte ja für mich nun auf immer vorbei sein!»

Natürlich konnte mich nur die französische Schweiz zur perfekten Gouvernante stempeln. Mein fünfzehnjähriger Bruder Louis war schon seit einem Jahre in dem berühmten Institut Droz zu Neuchâtel. Durch ihn trat die Mutter mit Madame Guyot, Vorsteherin einer Erziehungsanstalt des jeunes filles à Hauterive, ganz in der Nähe von Neuchâtel, in Verbindung. In den Osterferien 1820 kam Louis zum Besuch nach Karlsruhe und holte mich ab in die Schweiz. Die Mutter ging inzwischen zu den braunschweigischen Verwandten nach Stettinburg, versprach aber, uns im nächsten Sommer auf einige Monate am Neuchâtelsee zu besuchen.

Die erste Trennung von der besten Mutter! Der erste Schritt aus der Heimat — hinaus in die fremde Welt! Und ich war noch nicht zwölf Jahre alt. Ob meine Thränen flossen!

Doch ich hatte den zärtlichsten und verständigsten, »erwachsenen« Bruder neben mir in der stückernen Mallespost — und ein sonst so leichtes, fröhliches Kinderherz in der Brust. Dazu schien die Frühlingssonne so hell und warm und auf der Fahrt durch das schöne badische Land und die tannenduftigen Thäler des Schwarzwaldes gab es so viel neue Wunderdinge zu sehen, daß die Thränen immer linder flossen . . . Und in Basel — da konnte ich schon wieder so recht übermüthig lachen — über den lustigen »Lallekönig!«

Der sah auch gar zu pudelnärrisch aus, dieser abscheulich häßliche, pausbackige Kopf unter der alten Uhr des Rheinbrückenthurmes, der jede Minute seine lange rothe Zunge vorstreckte und vorquellende Froschaugen machte, wie Madame »Ente will i!« in Baden-Baden. Und die kleine Gouvernante blies ihre rothen Bäckchen auf und machte Froschaugen und den Lallekönig so getreu nach, als wäre sie noch die glücklichste kleine Komödiantin — und dann lachten Bruder Louis und ich in die Wette über den lieben garstigen Lallekönig. Und wollte

unterwegs oder später in der Pension wieder ein Heimweh-  
Thränlein vorspringen, so brauchte Louis nur zu sagen: »Lina,  
wie macht der Lallekönig?« — und durch den Regen brach so  
gleich die liebe Sonne vor. Oder Louis hub an:

»Wacht auf Ihr Menschen und thut Buß — «

und ich stimmte lustig ein:

»Ich heiß zum goldnen Kinderfuß!«

oder:

»Auf Gott ich meine Hoffnung bau — «

»Und wohne in der goldnen Sau!«

— wie unter den seltsamen goldnen Merkzeichen so mancher  
alterthümlichen Häuser Basels früher zu lesen war. — Auch ist  
mir noch erinnerlich, daß ich damals um keinen Preis in dem  
sonst so behaglichen alten Basel hätte leben mögen: weil des Lalle-  
königs und alle andern Uhren der Stadt eine volle Stunde  
früher gehen, als die liebe Sonne, und also nach meiner Logik  
in Basel auch die Kinder eine Stunde früher aufstehen mußten.  
— Als am 1. Januar 1779 der Stadtschultheiß von Basel  
alle Uhren zum ersten Mal nach der Sonne reguliren ließ,  
erhob sich in der Stadt eine Revolution, bis die Zeiger wieder  
eine Stunde vorgerückt waren. Auch daß die Basler einst —  
in grauen Zeiten — einen armen schönen Hahn öffentlich durch  
den Henker hatten verbrennen lassen, weil er ein Basiliskens-Ei  
gelegt haben sollte, empörte mein thier- und lichtfreundliches  
Herz nicht wenig. Aber die Basler Leckerli — die waren delikate,  
in der Mallepost zu knuspern. Ich weiß sie noch heute zu schätzen.

Endlich kamen wir an dem wunderschönen Neuchâtel-  
See an — so groß, wie ich noch keine Wasserfläche gesehen hatte.  
Und dahinter im rothigen Abendglühn thürmten sich die stolzen,  
kühn gezackten Alpen auf in schimmernder Gletscherkette, von  
den Berner Schneebergen an bis zum Montblanc und Mont  
Rose. Ach, das war doch noch viel — viel schöner, als die  
so bewunderten Karlsruher Dekorationen im »Wilhelm Tell!«

Dort im grünen Winkel am See liegt das malerische St. Blaise mit seinem grauen Kirchlein! — Jetzt kommt das freundliche Haute-Rive . . . und wir hielten vor einem großen, düsteren Gebäude mit dicken Steinwänden, das früher ein Kloster gewesen war und jetzt meine Heimat werden sollte. Die Thorglocke gellte unter Bruder Louis Hand so unheimlich laut. Wir traten auf einen weiten Hof mit grünendem Rasen und einem mächtigen alten Wallnußbaum, dessen junge Blättchen lenzfrisch dufteten. Das war der Spielplatz. Madame Guyot, eine würdige Erscheinung im braunseidenen Kleide, freundlichen braunen Augen, rothen Wäckchen und einer großen weißen Tollenhaube schloß mich so recht mütterlich in die Arme, wischte mir die wieder hervorbrechenden Thränen von den Wangen und sagte: »Si vous êtes bonne, brave et diligente, nous vous bien aimerons, ma petite Line!« — Ach! aber nur auf französisch sollte ich von jetzt an geliebt werden! Wie klang doch die deutsche Mutterliebe so ganz anders!

Neben der Vorsteherin lächelten mich zwei erwachsene Töchter freundlich an. Im Hintergrunde lauschten achtzehn junge Mädchen von 10 bis 16 Jahren der neuen Kameradin neugierig entgegen . . .

Bruder Louis fuhr weiter nach Neuchâtel, nachdem er versprochen, mich so oft wie möglich zu besuchen, — — und ich war in der Pension!

In der Pension! Ich könnte ein ganzes Buch darüber schreiben, so frisch und farbenreich blühen die alten seligen Tage mit ihren großen Freuden und kleinen Leiden wieder vor mir auf. Und ich habe hier nur ein kurzes Kapitel für sie Raum.

Der Sommer ging mir in der reizvollen Gegend, in dem neuen Leben und unter den neuen Freundinnen wie im Fluge dahin — — und mit den frohsten Erwartungen sah ich dem Winter entgegen. Sollte er uns Allen doch das herrlichste Fest der Pension bringen: la comédie!

Das Komödienspiel der Pensionärinnen am Dreikönigsabend vor einer glänzenden geladenen Gesellschaft aus Neuchâtel, St. Blaise und Haute-Rive! Wie viel Wunderschönes und Wunderbares hatte ich von den älteren Pensionärinnen schon über dies Zauberfest gehört — und wie manchen goldnen Traum hatte mein kleines sehnsüchtiges Herz daran gereicht! Und dazwischen wieder das zweifelnde Bangen: Werde ich mitspielen dürfen, ich, die ich erst seit einem halben Jahre Französisch *parlir*? Wird meine Aussprache genügen? Ach, wenn Mlle. Constanze Guyot, unsere französische Lehrerin und das belebende Element unserer geselligen Freuden, Dich wegen mangelhaften Accents vom Komödienspiel zurückwiese? Welche Schande! Welches Herzeleid!

Mit verdoppeltem Eifer übte ich mich im Französischen. Für die Deklamationsstunde lernte ich den großen Monolog aus Racine's »Phèdre« auswendig:

Et je vis et je soutiens la vie . . .

— und recitirte ihn so zur Zufriedenheit von Mlle. Constanze, daß ich sogleich auf die Liste der Actricen gesetzt wurde. Wie stolz, wie selig schrieb ich das der Mutter! Die kleine Gouvernante wurde ganz in den Hintergrund geschoben. Dem Monolog der Phädra aber bewahrte ich eine liebevoll dankbare Erinnerung. Als ich drei Jahre später als erste Liebhaberin am Königstädter Theater in Berlin mit der liebenswürdigen Spielfeder »Die Sängerinnen« spielte:

»Ich bin die erste Sängerin!«

— und als Einlage französisch deklamiren sollte, so recitirte ich erinnerungsdankbar frisch drauf los:

Et je vis et je soutiens la vie.

Mit welcher fröhlichen Geschäftigkeit ging es nun an die Vorbereitungen zu unserer Komödie! Zwei Stücke sollten gegeben werden, das einaktige »Les cerises!« und das dreiaktige: »La rosière!« von Mad. de Genlis.

Nun Rollen-Vertheilung! Größte Aufregung in der ganzen Pension. In dem ersten Stück wurde mir ein ziemlich unbedeutender Bauernbursche in weißen Höschen, schwarzem Sammtjäckchen mit silbernen Knöpfen und Strohhut mit blauem Bande zu Theil. Ich durfte nicht übermäßig stolz auf diese Rolle sein. Aber sie war doch immer besser, als gar keine.

Die reizende Kostière erhielt meine liebste Freundin, die holde Virginie, zuertheilt. Ich sagte mir immerfort: Virginie wird sicher das würdigste Rosenmädchen sein! Ich gönnte ihr diesen Triumph auch von Herzen — aber ein heimlich Thränlein habe ich doch geweint um diese schöne, liebenswürdige und o! so unerhört tugendhafte — mir verlorne Kostière.

Mère Geniève mußte nothwendig unsere robuste alterthümliche Pensions-Seniorin, eine Genferin mit der geschwägigsten Zunge und den bäurischsten Manieren spielen — propter barbam et staturam! — wie Bruder Louis sagte.

Mais Mr. le curé — wer sollte den alten ehrwürdigen Pfarrer mit den schneeweißen Haaren, Schnallenschuhen, langen schwarzen Wollenstrümpfen und noch längeren salbungsvollen Phrasen spielen?

Miss Luce Thomkins!

Shocking! Miss Luce weist den Curé voll Entrüstung zurück. Ma chère mère habe ihr auf das Strengste verboten, jemals ihre keuschen Lippen durch das Wort culotte zu beflecken — und nun solle sie gar une culotte anziehen? »Horrible! Jamais! Jamais!«

Und auch keine Andere von den Mitschülerinnen wollte den alten weißhaarigen Pfarrer spielen. Ja, wenn er noch jung und hübsch wäre!

Da bat ich denn: »Mademoiselle, geben Sie mir noch den guten Curé — ich bin ja doch schon für den Abend un garçon! Ich will mir auch die größte Mühe geben, recht alt und würdig auszusehen!«

Und so erhielt ich zu meinem munteren Bauerburschen noch den alten Pfarrer.

Welch Eifer beim Einstudiren der Rollen! Welche Geschäftigkeit und Wichtigkeit beim Beschaffen der Kostüme! Bruder Louis wurde mein Retter in der Noth. Unermüdblich schleppte er mir herbei, was ich von seinem und seiner Kameraden Kostüm zur Noth anziehen konnte. Dann besorgte er mir eine reizende weiße Vockenperrücke mit Haarbeutel. Ich war selig.

Mit Jubel wurde kurz vor dem Dreikönigstage im Hintergrunde des großen Saales aus Bettschirmen, Gardinen und Tannenguirlanden eine kleine Bühne aufgebaut — und endlich, endlich begann mein erstes Debüt auf den geliebten Brettern. Mit sprudelndem Uebermuth spielte ich den verliebten Bauerburschen — mit steifer Würde, zitternder Stimme und großer Salbung den alten Curé. Unsere Gäste aus Neuchâtel wollten gar nicht glauben, daß Jean Pierre und Mr. le Curé ein und dieselbe Person seien — bis ich mir den Mehlstaub und die schwarzen Kreidestriche abgewischt hatte und mein rosiges rundes Apfelgesicht wieder so fröhlich aus der weißen Perrücke hervorlachte. Diese, sowie das übrige Curé-Kostüm legte ich auch nachher beim Tanz um keinen Preis ab.

Mein erstes Debüt! Mein erster Triumph auf der Bühne! Denn mir wurde allgemein das Lob ertheilt: meine einander so fernliegenden beiden Rollen am charakteristischsten gespielt zu haben!

Das gab der kleinen Gouvernante, die bis dahin so ergeben in den Willen und die bessere Einsicht der Mutter auf die zukünftige Erzieherin hingearbeitet hatte, einen gefährlichen Stoß. In Lust und Weh schrieb ich nach Hause: »Liebe beste Mutter! Wenn es sein muß, so will ich ja recht gern eine alte häßliche Gouvernante werden — aber wenn es sein kann, so möchte ich doch lieber eine lebenswürdige Komödiantin sein. Auf meinen Knien flehe ich Dich an. Es würde mein höchstes

Glück sein — und all das viele Geld, das ich dann bald verdienen könnte, brächte ich Dir immer treulich nach Hause. Nur jeden Sonntag hätte ich gern 6 Kreuzer für Windbeutel mit Schlagsahne, weil ich sie so gern esse. Den einen Windbeutel sollst aber Du haben, weil Du ihn auch so gern isst. Alle sagen, daß ich den alten Pfarrer so brav gespielt hätte, als wäre ich ein Mann und ein gelehrter Schauspieler. Also bitte, bitte, liebe gute Herzensmutter . . .“

Die Mutter aber antwortete beruhigend — ausweichend und vertröstete mich auf ihr Kommen im Sommer. Und im Juni war sie da und konnte noch unser sommerliches Hauptfest, die herrliche Fahrt nach der Petersinsel mitmachen. Virginien's Mutter, die gute Pastorwitwe in St. Blaise nahm mein Mütterchen auf mehrere Monate in Pension und jede Woche durften Louis und ich zwei Mal zum Besuch kommen. In St. Blaise gab die Mutter den Pensionen Droz und Guyot einen glänzenden ländlichen Ball mit Himbeerbowle und selbstgebackenem Apfelfuchen — und noch dazu: à discretion! Unser blinder Geiger spielte hinreißend und unermüdetlich — so elektrisirte ihn die Himbeerbowle. Wie stolz ich auf mein Mütterchen war, das baare 10 Frs. für unser Vergnügen geopfert hatte, — und wie Alle mich um diese gute, schöne, splendide Mutter beneideten, die noch zum Ueberfluß so delikaten Apfelfuchen backen konnte.

Durfte ich da wohl das Herz haben: keine garstige alte Gouvernante werden zu wollen? Mit heimlichen Thränen grub ich der armen kleinen glücklichen Komödiantin in meinem Herzen wieder ein kühles, stilles Grab.

Die Mutter schrieb im August 1821 von St. Blaise an ihre so geliebte Cousine Luise Leopold, die inzwischen nach Hamburg geheirathet hatte:

„Könnte ich Dir doch mündlich erzählen, wie mich das Wiedersehen meiner Kinder beglückt hat! Nun sind sie groß und beinahe erzogen. Wie viel Bönne und Beruhigung gibt dieser

Gedanke dem Mutterherzen! Ich kann Gott nicht genug danken, daß sie — seit 12 Jahren vaterlos — doch gut und brav geworden sind und mir alle Freude machen. Wie manchen Schmerz hat mein Herz in diesen Jahren empfunden, wie manche Sorge meinen Geist niedergedrückt, und wie dankbar darf ich jetzt der Vorsehung sein, daß sie mich durch meine guten Kinder so reich belohnt. Louis ist in diesem Jahr, seit ich ihn nicht sah, so gewachsen und ein so gebildeter und geschickter Mensch geworden, daß ich ganz erstaunt vor ihm stand. Auch Lina ist groß und stark und von blühender Gesundheit. Ihre Nase, die in der Kindheit ihr den Namen »Großnase« nicht mit Unrecht eintrug, ist zum Glück im Wachsthum etwas zurückgeblieben, so daß selbst die Mutter Linchen wohl ein recht hübsches, angenehmes Mädchen nennen darf. Sie hat dies Jahr sehr gut angewendet, spricht fließend und wohlklingend französisch, ist in der Musik die beste in der Pension und auch sonst sichtbar fortgeschritten. Dabei ist sie noch immer dieselbe lebensfrohe vergnügte Seele und die natürliche gute Lina mit dem reinsten kindlichen Sinn, wie früher; nichts Gezwungenes und Affektirtes ist in ihr und an ihr. Die Noten, die Du mir für sie mitgegeben hast, haben ihr unendliche Freude gemacht. Sie spielte sie gleich vom Blatt. Die wunderschöne Polonaise und der Hamburger Walzer sind die Lieblinge der jungen Tanzlustigen geworden . . . Als ich mit Lina über die Gouvernante sprach und ihr sanft und ernst alle Gründe wiederholte, die Du, geliebte Louise, und ich so oft dafür erwogen haben, da brach wohl noch ein Thränlein vor, weil sie ihrer vergötterten Bühne entsagen mußte — aber sie schluckte sie schnell hinab und umarmte und küßte mich zärtlich und versprach, die letzten Monate hier mit doppeltem Fleiße zu lernen, um in der Welt recht nützlich werden zu können. Sie möchte recht viel leisten, um mir und den Brüdern nur Freude zu machen und dereinst hilfreich zu sein. Ich freue mich innig, daß dies 13 jährige Mädchen einen so ernsten guten Willen und den Muth und die

Kraft der Entfagung zeigt. Denn wie schwer es ihr wird, auf die Freuden der Bühne zu verzichten, merke ich aus vielen kleinen Zügen. So hat sie mich verschämt, mir doch von Guyot's und von meiner guten Pfarrerin erzählen zu lassen: ob sie den weißhaarigen Curé nicht brav gespielt habe! — Und merkwürdig: Alle stimmen darin überein, daß der alte Pfarrer eine ganz wunderbare Charakterleistung für ein so junges Mädchen gewesen sei . . .“

Und wenige Monate später hieß es:

Ihr Matten, lebt wohl!  
Ihr sonnigen Weiden!  
Der Senne muß scheiden,  
Der Sommer ist hin!

Ich kehrte im Spätherbst mit der Mutter nach Karlsruhe zurück, um Confirmationsunterricht zu erhalten und mich durch Privatstunden weiter zur Gouvernante auszubilden.

## 5. Die erste Gage.

O gebis Gott e Ghinderfimm!  
's isch große Trost und Sege drin.  
Sie schlofe wohl und fraue Gott,  
Wenn's Spieß und Näge regne wott.  
Sebel.

In Karlsruhe nahm ich bei meinem früheren Lehrer, dem badischen Musikdirektor M. Marx sogleich die Klavierstunden wieder auf. Da ich inzwischen in der Pension auch an Professor Kilschenstein in Neuchâtel einen trefflichen Lehrer gehabt hatte, so konnte ich schon im nächsten Winter Mozarts D-moll-Concert mit Orchester in einem Dilettanten-Concert der Museum-Gesellschaft öffentlich spielen. Mit so überraschendem Erfolge, daß Marx und alle Welt die Mutter bestürmten: mich zur Klavier-Virtuosin ausbilden zu lassen! Auch ich hätte mich gern ganz der Musik gewidmet, wenigstens viel lieber, als dem gefürchteten Gouvernantenthum — aber Schwester Kapuzinerin in Bruchsal stand warnend — drohend vor mir.

— Marx spielte wunderschön Violoncell und es war mir die größte Freude, mit ihm Duo's spielen zu dürfen. Seine Frau war eine berühmte Schönheit — eine verlassene Braut des später in den Kaspar-Hauser-Geschichten so viel genannten Major Hennehofer. Sie hatten ein reizendes Töchterchen, ein Kind von damals etwa drei Jahren, das mit großen lauschenden Augen dabei stand, wenn der Vater und ich muscirten. Und dies Kind — Pauline Marx sollte ich nach Jahren als

beliebte Coloraturfängerin — als Amine in der »Nachtwandlerin«, Agathe im »Freischütz«, Ginevra und Isabella — und als meine Kollegin an der Dresdner Hofbühne wieder begrüßen! Ja, wunderbar sind des Lebens Kreuzwege — im Scheiden und im Begegnen! — Heute ist Pauline Mary, die ihre glänzendsten Triumphe neben Johanna Wagner an der Berliner Hofoper feierte, Frau Oberst Steiger in Württemberg.

Mein liebster Lehrer in Karlsruhe wurde aber Professor Aloys Schreiber: in Geschichte, Aesthetik, Literatur, Kunstgeschichte — und in gemüthvoller Lebensweisheit. Die in seinem Hause verlebten Stunden gehören zu den mir theuersten, auf die ich zurückblicken darf.

Der Professor war damals fast 60 Jahr alt, eine milde, ehrwürdige Erscheinung mit lang niederwallendem silbernen Haar, wie ein Apostel. Als Professor der Aesthetik in Heidelberg hatte er früher zu dem intimsten Freundeskreise von Johann Heinrich Voß gehört, der die Abendidylle seines Lebens in der Stille seines Heidelberger Gartens träumte. Beide Freunde kämpften redlich gegen die damals wuchernde modische Mystik in Dichtkunst und Leben. Voß schrieb seine Antisymbolik, — Aloys Schreiber seine satirische Comodia divina. Die letztere machte das größte Aufsehen. Die Mystiker wußten durchzusetzen, daß das Buch confiscirt wurde.

Auch der dänische Dichter Jens Baggesen gehörte jenem Voß-Schreiberschen Kreise in Heidelberg einige Zeit lang an. Mein Lehrer war aber später nicht gut auf den »dänischen Windbeutel« zu sprechen. Man hatte nämlich in den kleineren heiteren Abendgesellschaften bei Voß — wie es damals in poetischen oder wenigstens schöngeistigen Kreisen Mode war — allerlei Scherzgedichte gemacht. Ein Thema — wohl auch eine unbeliebte Persönlichkeit wurden aufgegeben — — und dann ging die Reimerei auf Zetteln frisch und lustig und oft recht funterbunt los. Blieb der Scherz doch »unter uns!« Aber kaum hatte Baggesen Heidelberg im Rücken, um in Kiel seine

Professur anzutreten — da ließ er heimlich alle jene harmlosen und nicht harmlosen Reimspielereien in Tübingen drucken, unter dem Titel: »Der Karfunkel oder Klingklingelalmanach!« Das gab dann viel Lachen — aber auch viel böses Blut, besonders unter den Kollegen an der Universität. »Und wir Theetisch-Poeten schämten uns nicht wenig!« — pflegte Schreiber zu sagen. »Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen!« — Als dann Schreibers Biographie des Großherzogs Karl Friedrich von Baden, des Schöpfers von Badens Größe und Blüte, erschien — da schrieen die Heibelberger Professoren Zeter und Mordio: der Herr Collega hat in diesem Buche unsere vielgeliebte alma mater verspottet und verhöhnt! — Der gute Professor, müde dieser ewigen Reibereien mit den collegialen Zöpfen, folgte daher gern einem ehrenvollen Rufe als badischer Historiograph nach Karlsruhe. Im Winter hielt er öffentliche Vorlesungen über Geschichte, Aesthetik und Kunstgeschichte. Seine Sagen vom Rhein und aus dem Schwarzwalde und sein Taschenbuch für deutsche Frauen »Cornelia« gehörten zu unserer Lieblingslectüre. Mir wurde er der gütigste Lehrer und Freund und sein Haus mir ein zweites Daheim.

Ein Daheim echt patriarchalischen Familienglücks, sonnigen Friedens und kindlichen Frohsinns! Das Auge des Professors strahlte wie des Himmels Blau, sein sanftes Lächeln erquickte und sein herzliches Lachen riß unwillkürlich mit fort. Dabei konnte er noch erröthen, wie ein unschuldsvoller Jüngling. Freude bereiten war sein höchstes Glück. Nie war er zu bewegen, für den mir ertheilten Unterricht eine Bezahlung anzunehmen. »Es macht mir ja Freude, Kind, eine so dankbare und fleißige Schülerin zu haben. Und für diese Freude soll ich mich noch bezahlen lassen? Nimmermehr! Die Frau Mutter hat doch Ausgaben und Sorgen genug. Ich weiß, was die Herren Söhne kosten!« Das war stets seine fröhliche Antwort. Ja, die guten Leute schenkten mir noch von ihrer Armut. Wie bescheiden sah das Stübchen mit den fichtenen Tischen und

Stühlen aus, wie einfach waren Kleidung und Mahlzeit und — wie fröhlich waren wir oft mit einander!

Zu Weihnachten war ich schon lange vorher feierlich eingeladen. Da waren auch die beiden Söhne zu Hause. Der älteste war Ingenieur-Offizier, der andere ein frischer fröhlicher Heidelberger Student. Ich kam mit leeren Händen. Und welche Ueberraschung war mir bereitet! Die Tochter, sehr geschickt in Handarbeiten, hatte für mich einen reizenden rosa seidenen Hut gemacht. War das eine Freude! Und nicht nur für mich. Die ganze Familie strahlte vor Vergnügen über meine Ueberraschung — und daß der Hut dem Blondköpfchen so gut stand! Und dann waren Alt und Jung bei dünnem Punsch und Käsekuchen und einem Länzchen so vergnügt, wie gute Kinder. Auch der Professor tanzte mit seiner lieben alten Frau zu meinem Entzücken noch eine gravitatische Menuet aus der Brautzeit, während ich die reizende Melodie aus dem Don Juan dazu spielte.

Als ich meinem gütigen Lehrer einst von der geisterhaften Erscheinung meines seligen Vaters in seiner Sterbestunde an unsern Kinderbetten erzählte, wie ich es so oft von der Mutter und der alten Marianne gehört hatte, — da wurde sein heiteres Gesicht ungewöhnlich ernst und er sagte: »Liebes Kind, Sie wissen, welch ein Feind aller poetischen und romantischen Mystik ich bin. Aber ich habe den festen Glauben, daß es eben so gut kurzsichtige und weitsichtige Seelen, wie Augen gibt. Auch ich habe etwas Aehnliches erfahren, wie Ihre Marianne. Ich saß in einer Nacht an meinem Arbeitstische und schrieb poetische Allotria auf Zettel. Da war es plötzlich, als ginge ein Hauch über den Tisch. Die Zettel erhoben sich und flatterten auf die Erde . . . In derselben Stunde war mein guter Vater gestorben. Ihre Marianne und ich sind eben mit weitsichtigen Seelen begabt!«

Das größte Fest für mich und das ganze Schreibersche Haus war, wenn »der Herr Prälat« zu Gast kam — der liebe

alemannische Hebel. Der damals schon berühmte Verfasser der »Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten« und des »Rheinländischen Hausfreundes« und mein Lehrer waren langjährige herzige Freunde.

Hebel war drei Jahre älter als Schreiber, damals 62 Jahre alt, eine wohlthuende sonnige Erscheinung. Ich sehe den »Herrn Prälat« noch vor mir, mit dem krausen Silberhaar, den braunen kindlichen Augen, dem offenen heiteren geistreichen Gesicht, der gedankenvollen hohen Stirn, dem lieben milden Lächeln. Seine Haltung war würdevoll, seine Kleidung fein, sogar elegant. Er trug einen großen runden schwarzen Hut, das hohe weiße Halstuch mit zierlicher Schleife, Busenstreif und Manchetten von duftigen Spitzen, an den blanken Schuhen und seidenen Kniehosen große silberne Schnallen.

Wie amuthig-heiter wußte dieser herrliche Mann zu erzählen und zu scherzen! Wie lauschten wir Jungen da auf jedes Wort der beiden Freunde! Welch' goldne Lehren prägten sich uns ein für's Leben! Gütiges Lächeln umspielte beider Lippen und ermutigte die Jugend zu bescheidenen Fragen. Und wie harmlos und ergötzlich neckten diese lebenswürdigen Alten einander und uns Kinder! Besonders Hebel hatte immer alle Taschen voll »Knackmandeln« und lustiger Schnurren, die er unnahhmlich in unserem heimischen Dialekt zu erzählen wußte. Die Knackmandeln waren nicht zum Essen, sondern ergötzliche Räthsel in allen Formen, die der alemannische Dichter fast immer selber erfunden hatte. Dazwischen — wie naiv-rührend klangen die kleinen Geschichten des ersten evangelischen Prälaten in Baden, des Mitgliedes der Herren-Kammer und des weltberühmten Dichters aus seiner armen trübseligen Kindheit . . .

Der Vater ein armer Weber im Schwarzwald, die Mutter eine demüthige Magd, der kleine Johann Peter schon mit einem Jahre vaterlos! Barfüßig und barhäuptig sammelt das Büble

im Walde dürres Holz und Erdbeeren zum Verkauf und zer-  
schlägt für den Schmelzofen eines nahen Bergwerks Steine ...

»Was gibli der für Lehre dri?  
Was seisch derzu? Mer mueß  
Vor fremde Güte fründli si  
Mit Wort und Red und Grueß,  
Und's Chäppli lüpfte z'rechter Zit,  
Sußt het me Schimpf und chunnt nit wit.«

Ja, dies Büble im »Erdbeerschlag« ist der Dichter selber. Und nimmer vergißt es der vornehme Prälat. Als ein Freund ihm Vorwürfe drüber macht, daß er — der geistvolle Kanzel- und schlagfertige Tischredner in der Kammer sich so wenig hören lasse, antwortet er ihm mit seinem mildesten Lächeln, durch das ein Zug Wehmuth geht: »Ihr habt gut reden. Ihr seid des hochwürdigen Herrn Pfarrers Sohn. Ihr waret noch nicht zwölf Jahre alt, so hat schon Mancher Euch Herr Gottlieb geheißt und wenn Ihr mit Euer Vater über die Straße ginget und es begegnete Euch der Vogt oder Schreiber, so zogen sie den Hut ab und erst, wenn Euer Vater den Gruß erwiderte, habt auch Ihr Euer Käpplein gelupft. Ich aber bin als Sohn einer armen Hintersassen Witwe zu Hausen aufgewachsen und wenn ich mit meiner Mutter nach Schopfheim, Lörrach oder Basel ging und es kam ein Schreiber an uns vorüber, so mahnte sie: »Peter, zieh's Chäppli ra, s' chunt a Herr!« Wenn uns aber der Herr Landvogt oder der Herr Hofrath begegnete, so rief sie mir zu, ehe wir ihnen auf zwanzig Schritt nahe kamen: »Peter, blieb doch stoh, zieh gschwind di Chäppli ra, der Herr Landvogt chunt!« — Nun könnt Ihr Euch vorstellen, wie mir zu Muth ist, wenn ich hieran denke — und ich denke oft daran — und in der Kammer sitze mitten unter Freiherrn, Ministern, Generalen, vor mir die Standesherrn, Grafen und Fürsten und die Prinzen des Hauses und unter ihnen der Markgraf Leopold — fast mein Herr!«

Und mit dreizehn Jahren ist das arme Schwarzwaldbüble

auch mutterlos. Auf einem Bauerwagen — auf der Landstraße zwischen Basel und Hausen — stirbt die franke Mutter in den Armen ihres Peter. Der gibt der Leiche weinend das Geleit bis an die öde Hütte — bis an das traurige Grab . . . Wie weit, wie hart, wie reich an Demüthigungen und Dornen ist für die Waise der Weg von diesem Grabe — bis zum Karlsruher Prälatenstuhl! Kindliches Gottvertrauen, Reinheit und Heiterkeit der Seele und die Gottesgabe der lautersten Poesie sind ihm Führer und Stab.

Der Gymnasiast muß das oft bittere Brod des Freitages essen, der Student Stunden geben und doch oft hungrig zu Bett gehn. Wie sauer wird es dem Vicar und Aushülfslehrer zu Oberrach, die ersten 40 Gulden zu ersparen — zu einer Schweizerreise! Und wie macht der junge unerfahrene Wandersmann es mit der Kasse, daß er auch mit Ehren wieder nach Hause kommen kann? Er steckt 20 Gulden in die rechte und 20 in die linke Westentasche — und mit Gott geht's fröhlich hinaus in die herrliche Schweizerwelt . . . bis mitten auf dem Zuger See die eine Westentasche leer wird. Da kehrt der Wanderer um, so schwer ihm auch der Abschied von der Schweiz wird.

Wie herzlich konnte der Prälat lachen über die verdunkten Gesichter der Karlsruher, als der Phrenolog Gall ihrem ehrsamem Subdiaconus Hebel nach seinem Schädel einen »wohl- ausgeprägten Diebsfynn« auf den Kopf zusagt! Bald aber wurde er gar ernst: Und doch, Kinderle, hatte der gelehrte Schädelmann nicht so ganz Unrecht. Der Diebsfynn lag allerdings in dem Hirn des armen Büble. Wie oft ist es heimlich auf die Kirschen- und Zwetschenbäume des Herrn Pfarrers zum Raschen geklettert — aber das Mütterli hat ihm mit fester und treuer Hand das Diebsunkraut nach und nach aus dem Schädel gezupft. Gott gesegne es ihr noch im Grabe!

Und als dann 1801 die alemannischen Gedichte erscheinen — da denken die Wiesenthaler: das städtisch vornehm gewordene Peterle wolle sie und ihre bäurische Sprache und gemeinen

Sitten verhöhnen — und sie thun einen verben Fluch: dem Diaconus und Professor Hebel alle Knochen im Leibe zu zerschlagen, sobald er sich bei ihnen wieder blicken lasse . . . Aber, als dann das Peterle doch zum Besuch in die Heimat kommt, da sind die Wiesenthaler inzwischen eines Besseren belehrt und sie empfangen den Dichter mit Jubel und Böllerschüssen, als wäre er der Herr Landvogt — oder gar der Herr Großherzog selber und die Kätterli und Berene und Anna Meili sagen ihm mit leuchtenden Augen seine Gedichte her und —

»Druf hat em's Kätterli e Schmügli ge!«

Ja, in Emmendingen singt der Nachtwächter unter seinem Fenster seine eigenen Worte:

»Und wem scho wieder, eb's no tagt  
Die schweri Sorg' am Herzen nagt,  
Du armer Tropf, de Schlof isch hi,  
Gott sorgt! Es war nit nöthig gfi!«

Das ansehnliche Honorar für eine Sammlung biblischer Geschichten läßt er von der Cotta'schen Verlags-handlung bei dem angesehenen Banquier Meerwein deponiren. Der wird gleich darauf fallit und der Dichter verliert die ganze Summe. Aber er bleibt zum Erstaunen aller Freunde völlig ruhig und heiter dabei und sagt: »Ich habe jenes Geld ja nie gesehn, nie genossen, also trifft mich der Verlust weniger hart, als den armen Banquier, — und liegt es nicht sehr nah, zu allem Schaden obenein auf seinen Namen noch ein Spott-Räthsel zu machen? Da habt Ihr's gleich:

Die erste schluckt,  
Die zweite wird geschluckt,  
Das Ganze ist ein armer Schlucker!«

Ein Lieblingsgedanke Hebels war es, aus seinen Ersparnissen eine Stiftung zu machen: die den alten Leuten seines lieben Wiesenthals für alle Zeiten Sonntags ein Hebel-Schöppli spenden würde! Mit reizenden humoristischen Farben konnte

er solche Sonntagsbilder ausmalen! Aber es sollten Traumbilder des edelsten Gemüthes bleiben. Als Hebel am 22. September 1826 auf einer Reise plötzlich in Schwyzingen starb, fand man kein Testament vor. Die Hinterlassenschaft von 9000 fl. fiel an entfernte Verwandte. Treue Freunde sorgten aber dafür, daß den armen alten Leuten von Hausen wenigstens an des Dichters Geburtstage ein Hebel-Schöppli gereicht wird. Wie lange wohl?

Nie werde ich vergessen, wie anmuthig scherzend mein Lehrer den Prälaten einst fragte: »Weshalb benahmen Sie denn Ludwig Tieck jede Hoffnung, Neues schaffen zu wollen, lieber Freund?«

»Weil ich nicht gegen meine Ueberzeugung sprechen durfte!« entgegnete Hebel.

»Dürfen wir nichts davon erfahren?« riefen wir im Chor.

Hebel nickte lächelnd und Schreiber fuhr fort: »Tieck hielt sich auf seiner Reise nach Baden einige Tage hier auf und wir sahen ihn öfters. Als ich ihm mit Freund Hebel Lebewohl sagte, kam das Gespräch auf die alemannischen Gedichte. Tieck erschöpfte sich in Lobeserhebungen und sagte: »Weshalb, Verehrtester, schreiben Sie nicht mehr solcher allerliebsten Sachen?« Treuherzig und mit größter Ruhe antwortete unser Dichter: »Weil mer nischt mehr einfalle thuet!« — Tieck schien seinen Ohren nicht zu trauen, und wiederholte in seiner gewinnenden, bezaubernden Sprachweise im feinsten Hochdeutsch: »O! Sie wollen die Welt sicher mit herrlicheren Gaben überraschen!« Aber unser Freund wiederholte unerschütterlich: »Jo, lieber Herr, i wees nischt mehr!«

Da lachte Hebel herzlich und wir Jungen getrauten uns munter einzustimmen. Der Professor aber sagte gerührt: »Kinder, wem die alemannischen Gedichte und die Geschichten des rheinländischen Hausfreundes eingefallen sind, der darf ge-

trost nach seinem reichen Tagewerk ausruhen!« Und dem Dichter die Hand reichend, fügte er weich hinzu: »Und hätten Sie nur »Vergänglichkeit« geschrieben — theurer Freund, Sie hätten für Ihres Namens Unvergänglichkeit gesorgt!«

»Vergänglichkeit!« Das rührendste Denkmal, das ein Kind seiner frommen seligen Mutter setzen kann. Zwischen den Dörfern Brombach und Steinen, wo der Knabe des Gedichts neben dem heimfahrenden Vater hergeht und ihn fragt nach Tod und Ewigkeit, war seine eigene Mutter gestorben und der weinende Peter hatte in seinem nun ganz verwaisten Herzen zum ersten Mal über irdische Vergänglichkeit nachgedacht.

Als nach Jahren die Freunde den Prälaten Hebel diesen Weg entlang geleiten wollten, bat er sie, ihn allein gehen zu lassen. Er habe mit seinem seligen Mütterli und dem weinenden kleinen Hans Peterle noch viel in seinem Herzen zu bereden und mit jedem Strauch zu sprechen.

Tieck, der feine und elegante Welt- und verwöhnte Büchermann, hatte sich damals gar nicht in die harmlose, aber derbe Heiterkeit des Hebelschen Kreises hineinfinden können, der sich bei einer Flasche Klingelberger mit Anekdoten, Epigrammen, Charaden und Trugcharaden ganze Abende lang köstlich amüfirte, Schöppele ausrieth, für jeden Anwesenden einen Spitznamen bei der Hand hatte und sich einer wunderbaren Gaunersprache bediente. Besonders waren dem romantischen Meister Ludwig die »fabelhaft unsinnigen Räthsel«, deren Fabrikation damals in Karlsruhe förmlich zur geselligen Mode-Manie ausgeartet war, in tiefster Seele verhaßt. Sie trieben ihn erst von der Table d'hôte des »Erbprinzen« fort, — und als er dann beim Mittagstisch in einem andern Gasthof dieselben alten »Knackmandeln« vom Erbprinzen noch ein Mal knacken sollte, gar aus Karlsruhe hinaus. —

Warum mußte ich dem herzigen alemannischen Dichter so oft sein »Hans und Verene« deklamiren, das ich bei meinem

Professor geübt hatte? Und warum leuchteten seine braunen Augen so hell, wenn ich den Anfang sprach?

»Es gfallt mer numme eini,  
Und selli gfallt mer gwiß!  
O wenn i doch das Meidli hätt,  
Es isch so flink und bundersnett —  
so bundersnett,  
I wär im Paredies!«

Warum schimmerten diese lieben, guten Augen denn so feucht? — bei der Strophe:

»Und wenn i's sieh vo witem,  
So stigt mer's Bluet in's Gesicht;  
Es wird mer über's Herz so schnapp,  
Und's Wasser lauft mer b' Backen ab  
wohl b' Backen ab,  
I weiß nit, wie mer gschicht!«

Warum? — Als ich dann die Antwort darauf hörte, da wuchs mein Interesse, meine Liebe zu dem alemannischen Hebel noch viel mehr. Er dachte bei dieser reizenden Berene an ein geliebtes holdes Traumbild seines Herzens. Und ich kannte diese wunderschöne Frau! Hatten ihr Anblick und ihre Kunst doch auch mein kleines Herz einst so wunderbar berauscht!

Es war — Henriette Hendel-Schütz. Im Jahr 1808 gab sie in Karlsruhe ihre erste mimisch-deklamatorisch-dramatische Vorstellung. Der Kirchenrath Hebel lernte die schöne geniale Frau kennen. Sie und ihre Kunst bezauberten ihn. Er war stets im Theater, so oft sie auftrat, und ihretwegen ging er in die Gesellschaften, die sie besuchte. Es beglückte ihn, ihr seine Gedichte und den alemannischen Dialekt einstudiren zu dürfen. So auch »Hans und Berene«. Ihr zu Liebe kleidete er sich von jetzt an elegant und zierlich.

Im nächsten Jahr deklamirte die Künstlerin im Karlsruher Theater an zwei Abenden »Hans und Berene« unter rauschendem Beifall. Als sie dann am zweiten Abende nach

dem Programm den Monolog der Lady Macbeth folgen lassen sollte, lächelte sie Hebel, der im Parquet vornan saß, schalkhaft an und schob seinen »verliebten Hauensteiner« ein, den Schluß:

»Gelt, De meinsch, i sag Der, wer?  
's isch e Sie, es isch fei Er!«

— variirend, indem sie dabei dem Dichter lächelnd mit dem Finger drohte:

»'s isch fei Sie, es isch ein Er!«

Und was that nun der »verliebte Hauensteiner?« Der Kirchenrath schreibt einem Freunde: »Nach dem Schlusse dankte ich der Hendel im Garderobenzimmer mit einer Umarmung, das war auch gut, und holte sie zu einer Abendgesellschaft ab, wo ich ihr zur Vergeltung einen heroisch tragischen Auftritt, so gut ich als Laie kann, zum Besten gab . . .«

Dieser »heroisch tragische Auftritt« hätte dem Dichter aber leicht das Leben kosten können. Aufgeregt von Liebe und Wein öffnete er Nachts 12 Uhr eine Balkonthür, um seine Tabakspfeife auszuklopfen, ohne darauf zu achten, daß hinter der Thür der Balkon fehlte. Er stürzte mit dem Oberkörper hinaus und nur der schnelle Griff eines Gastes rettete ihn vor dem Hinabfallen.

Noch Jahre lang feierte der Dichter die Hendel-Schutz in seinem »Rheinländischen Hausfreund« als »Schwiegermutter des Adjunkt!« Für einen verliebten Poeten ein allerdings etwas ungewöhnlicher Schmeichel-Titel der Angebeteten. Der »Adjunkt« ist der Württembergische Gesandtschaftssekretär Kölle, der seit 1809 in Karlsruhe lebte und Hebel für seinen Hausfreund manche brauchbare Schmirre und Anekdote zutrug.

In einem Briefe Hebels an einen Freund in Triberg heißt es: »Die Schwiegermutter ist eine schöne und geistreiche Frau, um deren wunderschönes Töchterlein der Adjunkt ein Mal gefreit hat, jedoch nur scherzweise, denn er sah sie nur im Porträt und als Kind!«

Dies wunderschöne Töchterlein ist wahrscheinlich der Sendel Stieftochter, Thekla Schütz, ein wunderbar begabtes Kind, eine Art Goethescher Mignon, die später die Eltern auf ihren Kunstreisen durch Schweden und ganz Deutschland begleitete und neben der Stiefmutter als »sterbende Tochter der Niobe« und als »Ismael mit Hagar in der Wüste« glänzte. Thekla starb aber bereits 1813 in Eöln am Scharlachfieber.

Ferner schreibt Hebel über die Schwiegermutter: »Hausfreund, sagte eines Tags die Schwiegermutter, — seid Ihr im Stand und bringt mich auch in Euren Kalender? — Der Hausfreund erwiderte: Holdselige Frau, gestattet mir, Euch so oft zu küssen, als ich Euch hineinbringen will, oder erlaubt mir lieber, es ungezählt so oft zu thun, als ich es wünsche und Eure Schönheit verdient, so will ich Euch vor aller Welt Augen das ganze Schackästlein dediciren, so Ihr doch als eitles Weltkind weit und breit bekannt seid, ich aber für einen gar frommen und untadelhaften Hausherrn gehalten werde. — Da sagte sie: Hausfreund, wenn Ihr wollet, so möget Ihr mir das Büchlein wohl dediciren. Dies ist die Schwiegermutter.«

Ein gütiger Himmel bewahrte aber den herzigen Dichter und Menschen Hebel vor dem — Glück: der vierte — oder gar fünfte Gatte dieser »holdseligen Frau Schwiegermutter« mit dem wilden, unsteten Herzen zu werden.

Einige Wochen später, als ich das Mozart'sche Concert gespielt hatte, langte ein großer Brief mit mächtigem Siegel an. »Poststempel Eisenach?« sagte die Mutter, »dort kenne ich Niemand, als meine Stieffchwester.« — Als sie den Inhalt überflogen, sank sie todtenblaß auf's Sopha. . . . Die Stieffchwester hatte eine gerichtliche Klage wegen der Erbschaft vom seligen Großvater angestrengt. Sie beanspruchte die Hälfte von Allem, was meine Großmutter zur Zeit erhalten.

K. Bauer: Aus meinem Bühnenleben etc.

Verlor die Mutter den Prozeß und sollte noch 12000 Thlr. zurückerstatten, so war sie ruiniert. Ja, vielleicht durfte die Stieffchwester sogar noch Beschlagnahme legen auf die 600 fl. Pension, welche die Mutter als Rittmeisterswitwe erhielt. Unser Vormund und der langjährige treue Beistand der Mutter, Hofgerichtsadvokat Bayer, wußte auch keinen bessern Trost, als: »Im schlimmsten Falle müssen Sie das Geld erst herauszahlen, wenn der Prozeß in der dritten Instanz verloren ist!«

Da gab's in unserem Stübchen viel Sorgen und Gramen. Die Mutter hatte nicht mehr den Muth, allein einen Brief von unbekannter Hand zu öffnen, aus Furcht, er möchte neue Hiobsposten enthalten. Sie wartete stets damit, bis ich aus dem Konfirmanden-Unterricht oder von Professor Schreiber zurückkam.

Unter all dem Kummer wurde ich Ostern konfirmirt. Zu Hause fanden wir wieder eine beängstigende Nachricht über den Prozeß. Da kam's über mich wie Inspiration. Als wir allein waren und die Mutter blaß und angegriffen ihr Herz durch Thränen erleichterte, fiel ich ihr um den Hals — und fröhlich, zuversichtlich rief ich aus: »Sei ruhig! — in einem Jahre nehme ich Dir alle Sorgen ab! Mutter, laß die kleine Komödiantin Schauspielerin werden — ich fühle: es soll so sein — gewiß, ich habe Talent. Weshalb wählte Kirchenrath Kazner mich, um das Gebet nach der Konfirmation zu sprechen, mich allein aus so viel vornehmeren, reicheren und begabteren Mädchen? — Weshalb? — Weil er voraussetzte, daß ich es am besten vortragen würde. . . . Und hat man nicht in der großen Kirche jedes Wort verstanden? Weinten nicht Viele und sagten nachher, ich hätte sie durch meine gefühlvolle Rede zu Thränen gerührt? O, ich will mich übermenschlich anstrengen, um vor Weihnachten noch aufzutreten zu können. Welche Freude, wenn ich die erste Gage erhalte!«

Die Mutter umarmte mich, wurde nachgebender, sagte aber trotz wiederholter Bitten noch nicht ja. Bekannte und

Freunde wurden zu Rath gezogen, es wurde dafür und dagegen gesprochen. Ich bestürmte die Mutter so lange, bis sie noch ein Mal an den Onkel General nach Cassel schrieb, um seine Einwilligung zu meiner Bühnenlaufbahn zu erhalten. Zu meiner Verzweiflung blieb das Haupt der väterlichen Familie bei seinem diktatorischen Wort: »Eher Viehmagd!«

So wurde die Komödiantin wieder mit vielem Herzeleid bei Seite geschoben und die Gouvernante wieder hervorgeholt. Die Mutter dachte damals ernstlich daran, Karlsruhe ganz zu verlassen, auf ihre Pension für eine runde Summe zu verzichten und mit mir zu ihrer Cousine nach Hamburg zu ziehen. Der unglückliche Prozeß hatte ihr Karlsruhe ganz verleidet und ihren Lebensmuth gebrochen. Mein betrübtes Herz aber sah für uns Beide nur noch Rettung im — Rhein. Abends im Bett malte meine aufgeregte Phantasie es sich mit immer rührenderen Farben aus, wie schön es sein müsse, Hand in Hand mit der Mutter in den rauschenden Rhein hinabzugehn — immer weiter — immer tiefer — — bis die Wogen über uns zusammenzuschlagen und wir eng umschlungen von ihnen weitergetragen würden — — zwei schmerzlose Leichen . . . Und was die Karlsruher wohl sagen würden, wenn eines Morgens diese traurige Geschichte im Wochenblatt stände . . . Nur noch einen Abschiedsblick wollte ich auf die geliebte Bühne werfen — dann aber sicher die Mutter so lange bestürmen, bis sie mit mir in den Rhein ginge, wo alle Prozesse mit hartherzigen Stiefschwestern und alle Gouvernanten aufhörten . . .

Und ich ging mit der Mutter in die Oper. Es wurde Mozarts herrlicher »Titus« gegeben. In den Zwischenakten aßen wir ein großes Stück Käsekuchen. Dieser doppelte Genuß erhob meinen Lebensmuth aber so sehr, daß ich den Rhein vorläufig noch bei Seite legte.

Im Mai schrieb die Mutter an die Cousine nach Hamburg:  
»Lina ist Ostern konfirmirt. Obgleich ich wegen meines unglücklichen Prozesses tausend Sorgen mit in die Kirche nahm,

so war es doch einer der feierlichsten Tage meines Lebens. Lina wurde vom ersten Prediger aus 108 Mädchen, meistens aus den ersten Familien, ausgewählt, ein Gebet vor dem Abendmahl zu sprechen. Sie sprach es schön und rührend, mit tiefem Gefühl und klarster, herzbewegender kindlicher Stimme. Ueberhaupt ist es ein ungewöhnliches Mädchen. Ihr allein danke ich, daß ich nicht vor Gram gestorben bin, ihrem fröhlichen Gottvertrauen und Troste. Als Geist und Körper am Unterliegen waren, hat sie allein mich aufrecht erhalten. Möchte der Himmel sie glücklich machen. Viele trübe Stunden und Tage sind ihr schon verflossen und immer noch hat sie die Heiterkeit und den Frohsinn, wie die glücklichste Tochter. Bei allen Sorgen und Kümernissen lernt sie fleißig fort und macht bedeutende Fortschritte, Du wirst sie in Hamburg recht lieb gewinnen. Sie wird aber nicht lange bei uns bleiben. Sie freut sich darauf, bald nützlich werden zu können und in Hamburg eine Gouvernantenstelle zu finden. Jedermann ist ihr hier gewogen. Sie konnte jetzt schon als Erzieherin zu der zehnjährigen Tochter des bairischen Gesandten kommen, aber sie möchte nicht allein hier bleiben, wenn ich nach Hamburg gehe. Da in Hamburg die Musik so beliebt ist, wird ihr auch dies Talent dort förderlich sein. Sie hat jetzt bei Professor Aloys Schreiber noch Unterricht, gut und schön vorzulesen. Du kennst ihre alte Neigung für die Bühne. Als nun der Prozeß mir so viel Sorgen um unsere Zukunft machte, bestürmte sie mich wieder, sie Schauspielerin werden zu lassen. Aber der Onkel in Cassel wollte es nicht zugeben. Ihr Talent im Vorlesen und Deklamiren wird ihr auch in jeder andern Lage des Lebens, besonders als Gouvernante oder Musiklehrerin, von Nutzen sein. Traurig wäre es, wenn dies gute Geschöpf mit dem reinen edlen Willen, ihrer Familie zu helfen, nicht glücklich würde. Doch auch auf eine mühevollen Stellung ist sie gefaßt; das Leben sei für uns ja nur eine Prüfungsstation und deshalb würde sie auch in der schwersten Lage zufrieden bleiben und ihren heitern Sinn be-

halten. — Ich war schon fest entschlossen, meine Pension für 8000 fl. an den Staat zu verkaufen, um aus allen Labyrinthen zu kommen, aber mein treuer Beistand Bayer gab es nicht zu, und jetzt sehe ich ein, er hat Recht. Doch habe ich auf drei Jahre die Erlaubniß erhalten, meine Pension außer Landes zu verzehren. Mein Karl ist brav und gut und wird hier ohne mich fertig werden. Louis ist jetzt auch hier und ich bin recht zufrieden mit ihm. Nur will sich noch keine passende Stelle für ihn als Kaufmann finden. Welches Glück, wenn Ihr ihm eine solche in einem guten Hamburger Hause verschaffen könntet! Es ist ihm zunächst gleich, ob auf einem Comtoir oder in einer Waarenhandlung, nur wo es viel zu thun gibt und er recht lernen kann. Er ist jetzt 17 Jahre, sehr groß und stattlich und es ist die höchste Zeit, daß er sich bald selber sein Brod erwirbt. Er hat so viel gekostet und sein lebhafter Geist muß bald und viel Beschäftigung haben, wenn er glücklich werden soll. Mein Nefse Christian Stockmar, der Geschäftsträger und Freund des Prinzen Leopold von Coburg, ist vom Könige von Sachsen in den Freiherrnstand erhoben und seit vergangnem August mit seiner Cousine Janny Sommer, einer einzigen Tochter und reichen Erbin verheirathet. Er hat kürzlich mit dem Prinzen eine Reise durch Italien gemacht und wird in Coburg zum Besuche erwartet. Dahin hat mein Bruder auch mich mit meinen Kindern eingeladen . . .“

Und wir reisten nach Coburg zu den Verwandten. Diese Reise sollte entscheidend werden für mein ganzes Leben. Vetter Christian gewann sogleich mein ganzes Vertrauen. Ihm deklamirte ich meine liebsten Hebelschen Gedichte und seine liebsten Rückert'schen. Der Dichter war sein theuerster Jugendfreund. Ihn weihete ich in meinen einzigen Herzenskummer ein, daß der Onkel General Bauer seinen Namen nicht auf dem Komödienzettel und seine Nichte auf den Brettern sehen wolle und daß ich deshalb nun eine alte garstige Gouvernante werden müsse . . . Und der kluge, prächtige Vetter sagte in seiner humoristischen,

herzigen Weise zur Mutter: »Tante Christiane! Was guter Essig werden soll, wird früh sauer. Bis jetzt ist unsere Familie mit Talenten nicht gesegnet gewesen, es soll mich freuen, eine Künstlerin Cousine nennen zu können — aber das bitte ich mir aus, Tina, daß Du eine wahre, edle, tüchtige Künstlerin wirst — und daß Du bei jedem Auftreten neue Schuhe und Handschuhe anziehst. Das bist Du Deiner Kunst und der ganzen respektablen Familie schuldig!«

Mit dem Vetter machten wir auch einen Besuch auf der Rosenau. Die Mutter war eine Jugendfreundin des regierenden Herzogs. Der war kurz vorher auf der Jagd von einem Hirsch gestossen. Er trug noch den Arm in einer Schlinge und den Kopf verbunden. Ich jagte mich durch den schönen Park mit einem reizenden blondlockigen Knaben. Es war der Prinz Albert — der spätere Gemal der Königin Victoria von England.

Nachdem die Mutter noch ihr letztes Erbstück, den freundlichen Glockenberg bei Coburg, an Vetter Christian verkauft hatte, kehrten wir fröhlich nach Karlsruhe zurück. Ich konnte die Zeit kaum erwarten, mein neues Studium zu beginnen. Mit welcher Lust, mit welchem Eifer und Ernst ging ich ans Werk. Hatte ich doch gesiegt! Durfte ich doch Schauspielerin werden! Dies Bewußtsein machte mir das Schwerste leicht.

Professor Mloys Schreiber hatte in seinen Stunden wacker an mir vorgearbeitet. Er kannte ja längst meine »unglückliche Liebe« zur Bühne. Ob er geahnt hatte, daß die arme Gouvernante am Ende doch der fröhlichen Komödiantin weichen müsse? Als ich ihn danach fragte, lächelte er schalkhaft. Jetzt aber wurde sein Unterricht immer bühnenpraktischer. Wie ein geschulter Dramaturg ging er unsere dramatischen Meisterstücke mit mir durch.

Meine schauspielerische Lehrerin wurde Mlle. Demmer, eine Schülerin Jffland's, welche sich in Mannheim zur trefflichsten Künstlerin, besonders im sentimental und naiven

Fache herangebildet hatte. Sie gab mir Stunden in der Deklamation, Geste, Mimit, im Gehn und Stehn auf der Bühne. Sie mußte als erste jugendliche Liebhaberin der Bühne im Zenith ihres Ruhmes Lebewohl sagen und wurde pensionirt: — weil sie einige Male während des Spielens plötzlich von einem Starrkrampf überfallen wurde. . . . Die Worte verhallten, und unbeweglich, leeren Blickes starrte sie die entsetzten Zuschauer an. Einmal war ich Zeugin dieser erschütternden Scene. Ihr Bruder, auch in Mannheim gebildet und ein geschätzter Künstler, stürzte leichenblaß aus der Coulotte und trug die Schwester fort. Ich mußte an die Scene des vierten Aktes in der Jungfrau von Orleans denken, als alle Welt sich von Johanna wendet, sie allein dasteht, starr, empfindungslos — und der treue Raimond ihre Hand fassend sagt: »Ich will Euch führen!« Ich konnte den Eindruck nie vergessen.

Die Familie Demmer, Mutter, Bruder, Schwester, waren sehr liebe, achtungswerthe Menschen; sie lebten aber seit der Pensionirung ganz zurückgezogen. Die Schwester litt an nicht zu besiegendem Trübsinn, weil sie der Bühne entsagen mußte. Monate lang wanderte ich jeden Vormittag zu ihrer abgelegenen Wohnung, und meine Anwesenheit belebte dann die sonst so stillen Räume. Sie hallten wieder vom »Kampf mit dem Drachen« — »Ein frommer Knecht war Fridolin« — »Lebt wohl ihr Berge, ihr geliebten Triften« . . . Als aber gar das Einstudiren der Margarethe in den »Hagestolzen« von Jffland begann, da glaubte ich das glücklichste Geschöpf der Welt zu sein! Wie ein Feenland lag die Zukunft vor mir! Nichts schien mir in meiner Kunst unerreichbar. Ich gelobte mir beharrlichen Fleiß und begeistertes Streben. Da ich auch groß für mein Alter war, glaubte meine Lehrerin, ich könne den ersten Versuch noch in diesem Jahre wagen. Und so stand denn am 22. Dezember 1822 auf dem Theaterzettel: »Die Hagestolzen, Schauspiel von Jffland . . . Margarethe — Alie. Karoline Bauer, als erster Versuch!«

Aus besonderer Rücksicht für mich fanden zwei Proben von dem oft gegebenen Stück statt, damit ich mit der Bühne, dem Proscenium, dem Kommen und Abgehen bekannt werde. Der große altväterische Theaterwagen, den ich so oft sehnsüchtig betrachtet hatte, brachte mich mit Alle. Demmer an's Schauspielhaus. Diese wollte im Zuschauerraum der Probe beiwohnen, um zu hören, ob ich laut genug spräche, und mir überhaupt noch manche Winke geben.

Ein unbeschreibliches Gefühl erfaßte mich, als ich an der Hand meiner Lehrerin auf die — meine Welt bedeutenden Bretter trat. Sie stellte mich den Mitgliedern vor, bat um Rücksicht für die Anfängerin, und Alle bewillkomnten mich freundlich. Es wurde mit einer großen Feierlichkeit begonnen, — wenigstens kam es mir so vor. Später sollte ich die Uebersetzung gewinnen, daß da, wo Achtung und Pietät für die Kunst herrscht, die Proben stets mit Ernst und größter Aufmerksamkeit abgehalten werden. — Die schwache Beleuchtung, der große dunkle Raum, die feierliche Stille, die Angst, daß ich nun bald sprechen müsse, raubte mir fast den Athem und das Herz klopfte hörbar. Zum Glück konnte ich nach und nach etwas Fassung erringen. Ich hatte erst im vierten Akt zu erscheinen. Mit welchem Interesse beobachtete ich jetzt in der Nähe das Spiel der von mir so oft schon bewunderten Künstler — wie benahmen sich Alle so würdig, einfach, edel! Ich hätte laut rufen mögen: »Habt mich doch ein Bißchen lieb, ich gehöre ja nun auch zu Euch — und ich will mit Ernst und Fleiß an meine Aufgabe gehen!« — Das Zeichen zum vierten Akt ertönte, ich mußte sprechen . . . und die peinigende Angst war nach den ersten Worten wie durch Zauber entschwunden! Immer vertrauter wurde mir die Umgebung, ich sang auch das Lied ohne Bangen, und am Schluß der Probe lobten, ermunterten mich Alle. Alle. Demmer schien zufrieden, ja — gerührt zu sein und hatte wenig zu tadeln. In erhöhter, glückseliger Stimmung kam ich nach Hause und erzählte der besorgten

Mutter, wie Alles über Erwarten gegangen sei. Die Hauptprobe andern Vormittags ging prächtig, ich wurde viel zutraulicher begrüßt. Die Schauspieler mochten sich wohl ihres ersten Versuches erinnern.

Mittags vermochte ich vor Aufregung keinen Bissen zu essen. Selbst Bruder Karls Fröhlichkeit und himmelstürmender Uebermuth hatte sich in Ernst verwandelt, und die Mutter versuchte umsonst ihr Bangen zu verbergen. Um vier Uhr schon kleidete ich mich als Bäuerin — ich seh' mich heute noch im grünen, wollenen Rock, rothen Luchleibchen, weißen Aermeln, großer, faltiger Schürze, am schwarzen Sammetbande das silberne Kreuzchen, von dem Margarethe zu sprechen hat, die lichtblonden Haare zurückgestrichen und in Zöpfe geflochten niederhängend. — Ich kam mir schließlich aber doch fürchtbar dünn vor und fand mich nur — ziemlich hübsch in dem Kostüm. Um fünf Uhr holte Mlle. Demmer die Mutter ab; sie sah aufgeregt aus und ihre Wangen glühten. Sie zeigte mir noch, wie ich mich verbeugen müßte . . . im Fall ich hervorgerufen würde, und fragte, was ich dann sprechen wolle? — »O, in die Verlegenheit werde ich wohl nicht kommen!« — »Aber, Kind, im Fall es doch geschehen sollte, wie wollen Sie danken?« — »Nun, ich werde sprechen — was mir gerade einfällt!« entgegnete ich resolut. Die Demmer schüttelte bedenklich den Kopf. Der Wagen rollte heran, der Theaterdiener klopfte und bat um die mitzunehmenden Sachen. Ich umarmte Mutter, Bruder, Mlle. Demmer und bat Alle, ja ruhig zu sein. — Schnell flog ich die Treppen hinab, in den Wagen — der Schlag klappte zu — und einer Ohnmacht nahe schloß ich die Augen und bat Gott um seinen Beistand. . . . Im Konversationszimmer verhielt ich mich sehr still und ging die Rolle noch in Gedanken durch. Herr Demmer, der den Konsulent Wachtel köstlich spielte, schminkte mich. — Ich hörte die Ouverture, vernahm das Klingeln am Beginn der Vorstellung und dann bei jedem neuen Akt, wagte aber vor lauter Bangigkeit nicht zu

zusehen. Da klingelte es zum vierten Akt . . . Herr Demmer führte mich zu dem Hügel, von dem ich herab kommen sollte. Ich stand, des Stichworts harrend, mit Rechen, Sichel, Hut, Kornblumen, Wasserkrug . . . nein! der war vergessen. — »Mein Wasserkrug!« rief ich — und der Requisiteur vermochte ihn mir noch zu geben. »Jetzt!« flüsterte Herr Demmer — ich trat vor und wurde mit Beifall empfangen! — Darauf war ich nicht vorbereitet. Diese Ehre wurde in Karlsruhe sonst nur den berühmtesten Künstlern zu Theil, wie Spohr, der Mara und Catalani. Ich wußte nicht, sollte ich mich verbeugen oder sprechen, es flimmerte mir vor den Augen, die helle Beleuchtung blendete mich förmlich, aber mein Stoßgebet: »Lieber Gott, steh' mir bei!« half, und hell und fröhlich begann ich: »Ist der Schwager noch nicht heim?« . . . — — Wie ich die Margarethe darstellte — weiß ich nicht; ob ich den Beifall verdiente — eben so wenig. Ich erinnere mich nur, daß es mir war, als sei ich wirklich die Margarethe und weinte und lachte wie sie! — Ich spielte mit Entzücken, sang hell und fröhlich, wie die Lerche, dem Hofrath mein Lied:

»Was frag ich viel nach Geld und Gut  
Wenn ich zufrieden bin!  
Gibt Gott mir nur gesundes Blut  
So hab ich frohen Sinn,  
Und sing mit dankbarem Gemüth  
Mein Morgen- und mein Abendsied!«

Ja, ich liebte den guten Hofrath Reinhold, der von Herrn Meierhofer hinreißend gegeben wurde, trotz seiner 45 Jahre mit überströmender Liebe und als er mir zum Schluß die Feldblumen gab, mit den Worten: »Da — seht diese Blumen; die Natur hat ihre ganze Kraft über sie ausgegossen und wir gehen so kalt an ihnen vorüber. Margaretha, aus Deinen Händen habe ich sie empfangen — nimm sie als Deinen Brautkranz von mir wieder. Blühe wie sie, nütze wie sie und bleibe dem einfachen Schmucke treu, womit Deine Felder Dich kränzen.

Nach zehn Jahren — wenn Du an meinem Arm durch diese Felder gehen wirst, so freue Dich, wenn Du diese Blumen siehst und nie müßest Du erröthen, wenn Du sie aus meiner Hand empfängst!« — Da sank ich unter süßen Thränen an seine Brust und erwachte, wie aus einem wonnigen Traume, als beim Fallen des Vorhanges »Margarethe« stürmisch gerufen wurde.

Die Mutter schreibt über mein erstes Auftreten an des seligen Vaters Schwester in Ziegenhain:

»Lina wagte gestern, am Sonntage, ihren ersten theatralischen Versuch als Margarethe in den »Hagestolzen«. Ich bin noch wie betäubt davon, obgleich Alles über Erwarten glücklich, ja glänzend abgelaufen ist. Die ganze Stadt nimmt den freudigsten Antheil an diesem Ereigniß und heut ist die Stube noch keine fünf Minuten von Glückwünschenden leer geblieben, so daß ich diese Zeilen nachts schreiben muß. Jedermann wußte, welche Liebe und Lust sie zu diesem Berufe führte, und so war denn das Haus schon um fünf Uhr so besetzt, daß kaum noch ein Plätzchen zu finden war. Sie wurde vom Offizierkorps, das wohl damit das Andenken ihres tapferen Vaters ehren wollte, freundlich empfangen. Dies machte sie etwas beklommen, doch faßte sie sich bald und spielte zum Erstaunen Aller, so natürlich und lieblich, daß ich süße Dankesthränen weinen mußte. Ich selber, die doch Lina's Talent von Jugend auf sich entwickeln sah, war nicht weniger überrascht, besonders über ihre Sicherheit und ungezwungene Anmuth in einer so schwierigen Rolle und beim ersten öffentlichen Auftreten. Bei jeder Scene wurde Bravo gerufen und am Schluß gab es einen förmlichen Sturm des Enthusiasmus, als sollte das Haus einstürzen. Auf solchen Hervorruuf war Lina nicht vorbereitet und doch dankte sie mit wenigen Worten so einfach und herzlich, daß neuer Jubel des Entzückens losbrach. Man behauptet, Lina habe die Margarethe natürlicher und kindlicher gespielt, als die berühmte Hendel-Schütz, die hier in derselben Rolle

auftrat. Ich finde das auch. Nichts ist aber auch natürlicher. Eine Frau, die schon den vierten Mann hat, sollte keine Margarethe mehr spielen wollen. Lina war das einfache herzige Landmädchen. Sogar alle Mitspielenden waren schon in den Proben überrascht und entzückt und prophezeien dem guten Kinde ein glänzendes Bühnenleben. Möchte sie nur glücklich werden, wie sie es verdient. Der Glanz macht nicht das Glück. Mir wird dieser Abend der Freude unvergesslich bleiben. Hatte ich demselben doch mit so großem Bangen und Grämen entgegengekehrt! Ich allein wußte hier ja, daß Lina außer durch Talent und Lust durch die edelsten Beweggründe zur Bühne geführt wurde, die hier Jedermann ein Geheimniß sind und bleiben müssen. Man glaubt, wir leben in den glücklichsten Vermögensverhältnissen. Deshalb wurde hier vor Lina's Auftreten auch viel gegen diese Laufbahn gesprochen. Besonders die Geistlichkeit, außer unserm guten Prälaten Hebel, eiferte stark dagegen. Auch ich gab meine Einwilligung nur mit Widerstreben. Mein Bruder und die übrigen Verwandten in Coburg würden nie zugestimmt haben, wenn sie Lina nicht im vergangenen Sommer näher kennen gelernt und liebgewonnen hätten. Better Christian war trotz seiner glänzenden Stellung in der vornehmen Welt der Erste, der Lina's entschiedenes Talent freudig anerkannte und mich und die Familie bewog, die Entscheidung von dem Ausfall eines ersten Versuches abhangen zu lassen. Dann hatte ich mit Lina bei unserm Großherzog Ludwig Audienz, um ihn zu bitten, diesen Versuch auf der Karlsruher Hofbühne zu gestatten. Er war sehr väterlich gütig und gab nicht nur sogleich seine Erlaubniß zu diesem Versuch, sondern stellte auch ein schönes Engagement in Aussicht. Er werde nie vergessen, daß Lina's Vater ein so braver Offizier und ein Opfer für's Vaterland gewesen sei. — Wenn Heinrich den gestrigen Abend erlebt hätte! Wie stolz würde er auf seine Lina sein! Sie ist sein Ebenbild an Leib und Seele. Ich hoffe, Dein Bruder, der General, wird sich noch mit der Nichte-

Künstlerin auslöshnen, wenn er Lina nur ein Mal auf den Brettern gesehn hat. Erinnere ihn doch daran, wie oft die Brüder Dich neckend »die Komödiantische« nannten. Jetzt sind sie bestraft dafür, denn eine Bauer hat nun doch auf dem Komödientettel gestanden — und wird, so Gott will, ihrer Kunst und ihrer Familie nur Ehre machen. Hier in Karlsruhe ist jetzt nur eine Stimme: daß es eine Sünde wäre, solch ein erprobtes Talent seinem Berufe zu entziehen. Die ganze Stadt liebt Lina schon und macht noch viel mehr aus ihrem gestrigen Versuch, als es wirklich ist. Es hat heute sogar schon Gedichte geregnet. Man will Lina durchaus hier engagirt sehen. Auch die fürstlichen Herrschaften haben uns ihre Glückwünsche und den Wunsch aussprechen lassen, Lina möchte ein Engagement annehmen. Sogar für Lina's »zweiten Versuch« als »Elise Valberg«, der im Februar stattfinden soll, sind jetzt schon alle Logen und Plätze bestellt. Was das Mutterherz aber am glücklichsten macht, ist das Gefühl: Lina ist nach diesem unbefreiblich glänzenden, berausenden Erfolg noch dasselbe gute, bescheidene, innige Kind, wie früher. »Hast Du mich lieb, Mutter?« — war das Erste, als sie mich gestern Abend nach der Vorstellung mit Freudenthränen umarmte. Heut aber tanzte sie um mich herum und lachte schelmisch: »Habe ich es Euch nicht immer gesagt, wenn die Brüder mich »Großnase« nannten: so — grade so muß die Nase für die Bühne sein, wenn sie wirken soll — und diese Nase wird Euch dereinst noch auf der Bühne Ehre machen, en face und en profil; und man wird in der Zeitung von Mlle. Großnase mit der höchsten Achtung sprechen . . .«

Lächelst Du, mein Leser, über diese enthusiastischen Worte eines glücklichen Mutterherzens? Mich beglückten sie noch heute zu süßen Thränen des Dankes.

Das war mein erster Versuch! Mein erster beglückender Erfolg auf den so heiß ersehnten Brettern! Und wenige Wochen

später stand ich auch zum ersten Mal in der Zeitung — sogar im berühmten Stuttgarter »Morgenblatt« :

»Mad. Neumann ist im Naiven, wenn sie die Farben nicht zu stark aufträgt, — im Sentimentalen und in gewissen Charakterrollen vorzüglich zu nennen.

»An Mlle. Raas hat die Karlsruher Bühne eine Erwerbung gemacht, um die andere Bühnen sie beneiden müssen. Hier ist eine Künstlerin, der ihre Werke nicht bloß gelingen, sondern die sie mit schöpferischem Geiste hervorbringt.

»Mlle. Bauer ist erst ein Mal aufgetreten, als Margarethe in den »Hagestolzen«. Sie wählte die Bühne aus Neigung und mit den Hilfsmitteln der Bildung ausgestattet. Kindliche Naivetät — keine Kokebuesche — bezeichnet ihr unbefangenes, gemüthvolles Spiel. Der naive Charakter ist ein bewusstloser, der Ausdruck schöner, argloser Natürlichkeit . . . «

Meine Margarethe! Wie habe ich sie geliebt und hoch in Ehren gehalten — und wie liebe ich sie noch heute! Mag man auch jetzt auf dies Naturkind und die ganze Jfflandsche bürgerliche Muse vornehm niederlächeln. Margarethe war meine erste — reinste Liebe!

Den Nachgeborenen, welche Jfflands »Hagestolzen« kaum dem Namen nach kennen und das »altmodische Nachwerk« doch mit dem Schillerschen Spottwort vom »Laster und der Tugend« kurz und kühl abfertigen — dieser jungen modernen Welt, möchte ich hier drei leuchtende Sterne nennen, die noch heute ihren Glanz in der deutschen Theater-Geschichte mit vollem Rechte behaupten und auch einst liebevoll auf dies Jfflandsche »Nachwerk« blickten: — Friedrich Ludwig Schröder, Schiller und Goethe.

Als in Frankreich das Königthum in Stücke brach, schrieb Jffland seine »Hagestolzen« in seinem Garten zwischen Rhein und Main bei Mannheim. Der große Hamburger Schröder war nicht zu groß, dem Hofrath Reinhold, einer seiner liebsten und besten Rollen, vier Wochen lang täglich ein liebevolles

Studium zu widmen. — Goethe nennt die »Hagestolzen«  
Ifflands bestes Stück — »das einzige, wo er aus der Prosa  
in's Ideelle geht!« — Goethe und Schiller hatten ihre Freude  
daran, die »Hagestolzen« gesprächsweise noch fortzusetzen,  
Scene für Scene. — Und als Iffland gestorben war, feierte  
Goethe ihm auf Weimars stolzer Bühne 1815 ein schönes Er-  
innerungsfest durch die Aufführung der beiden letzten Akte der  
»Hagestolzen« — Margarethens Akte, die der Weimarsche Alt-  
meister ein abgeschlossenes Ganze nennt — mit den Goetheschen  
Schlußworten:

»Ihr saht ein reizendes Idyllenleben  
Vor eurer Phantasie vorüberschweben —  
Und in der That! des Abgeschiedenen Geist  
Hat sich in dem, was heut nur abgebrochen  
Hervortrat, rein und herrlich ausgesprochen:  
Es ist ein zierlich Malerstück, das dreist  
Zur niederländischen Schule sich gefellt,  
Wo Einfalt ländlicher Natur gefällt,  
Wo kleine Züge lebensvoller Klarheit  
Die höchste Kunst verbirgt in milder Wahrheit!«

Im Februar 1823 machte ich als Iffland's »Elise von  
Walberg« meinen zweiten — und im April als Rosalie in Zieg-  
lers »Incognito« meinen dritten Versuch auf den Brettern.  
Mit so glücklichem Erfolge, daß mir ein Engagement in Karls-  
ruhe mit 600 fl. Jahresgage angetragen wurde . . .

Sechs Hundert Gulden Gage! Welch ein Reichthum!  
Grade so viel, wie die Pension der Mutter betrug. Ich war  
das glücklichste Geschöpf auf Gottes Erden. Strahlend in  
Freude und Stolz unterschrieb ich den zweijährigen Kontrakt  
und trat am 1. Mai als »Großherzoglich badische Hofschauspie-  
lerin« unter die Mitglieder der Bühne.

Wie fröhlich, wie dankbar gegen Gott und die Menschen  
feierte ich am 28. Mai meinen funfzehnten Geburtstag! Alle  
Sorgen, die uns vor einem Jahre noch so sehr gedrückt hatten,  
waren jetzt von uns genommen.

Die Mutter hatte den Prozeß gegen die Stieffchwester bereits in der zweiten Instanz gewonnen.

Bruder Karl war Offizier, Louis von dem guten Vetter Karl Stockmar in Augsburg wie ein Sohn in's Haus und Geschäft aufgenommen, mit der Aussicht, später des Veters Associe zu werden — und ich war wohlbestallte Hofschaulpielerin . . .

Als ich Nachmittags mit der Mutter, Bruder Karl und unserem gerichtlichen Beistande und Freunde, Hofgerichtsadvokat Bayer vergnügt um den Kaffeetisch saß, trat der Theaterdiener in's Zimmer — — mit meiner ersten Monatsgage! Der gute Kassier hatte mir eine Geburtstags-Ueberraschung bereiten wollen und die Gage drei Tage voraus gesandt. Wir sahen uns lächelnd an; wir hatten in demselben Augenblicke von meinem vor einem Jahre gegebenen Versprechen geplaudert. Ich nahm die 50 Gulden in Empfang, — zitternd vor Bewegung. Jubelnd — schluchzend warf ich mich der Mutter an die Brust: »Nicht wahr, Mütterchen — jetzt hat die kleine Komödiantin ihr Wort gehalten und noch vor dem funfzehnten Jahr eine Menge Geld verdient! Jetzt hole ich uns aber auch Windbeutel mit Schlagsahne — für einen ganzen halben Gulden!«

. . . . Später hatte ich größere Gagen einzunehmen, Kunststreifen, Benefize, Glücksfälle brachten Gewinn, der Prozeß endete auch in letzter Instanz zu unsern Gunsten — — aber keine noch so große Summe beglückte mich wieder so unaussprechlich, wie diese 50 Gulden — meiner ersten Gage.

## 6. Das erste Engagement.

Am heitern Maitag  
Weih't's so lau, und 'Sunne s'igt so chräftig  
vom Berg auf,  
Und sie luegt, was's Chiimli macht, und gib  
em e Schmühli,  
Und iez isch em wohl und's weiß nit z'blibe  
vor Freude.  
Nootno prangt d'Matte mit Gras und farbige  
Blueme;  
Nootno duftet's Chriestbluest, und grünnet der  
Pflumbaum;  
Nootno wird der Rogge buschig, Weizen und  
Gerste,  
Und mi Häberli seit: »Do bliibi o nit dehinte!«  
Hebel's: Habermuß.

Die Karlsruher Hofbühne war 1823 eine der jüngsten in Klein-Deutschland. Im Jahre 1784 erhielt der wandernde Prinzipal Appelt zuerst die Erlaubniß, mit seiner »Bande« im marktgräflichen Orangeriehaufe eine kleine fliegende Bühne aufzuschlagen und dort den Karlsruhern einige Monate des Jahres seine »Fayen« vorzumachen. Die Bande hatte die Ehre, sich »Marktgräfliche Hof-Komödianten« nennen zu dürfen, — das hochgeehrte Publikum das Vergnügen, seine Logen durch mitgebrachte Talglichte selber zu beleuchten, und die Gelegenheit, in fleißiger Handhabung der Lichtputzschere — (wie klingt Einem das Wort heut schon so fremd!) — die möglichste Grazie zu entwickeln.

Bis zum Jahre 1810 behalf sich die neue großherzogliche Residenz mit solchen wandernden Hoffchauspielern. Erst dann

K. Bauer: Aus meinem Bühnenleben etc.

erhielt Karlsruhe sein stehendes Hoftheater im eigenen neuen Hause. Man machte sogar den Versuch, Jffland, der die glanzvolle, aber aufreibende Thätigkeit als Generaldirektor der Berliner Nationalbühne satt hatte und in jedem Brief von seiner Sehnsucht nach Süddeutschland und einer Rückkehr in eine stillere Kunstthätigkeit schrieb; wie sie ihn einst in Mannheim so glücklich gemacht hatte, für die Generaldirektion zu gewinnen und unter seiner Leitung eine Theaterschule zu errichten. Aber der große Menschendarsteller und noch größere Menschenbildner für die Bühne sank darüber ins Grab. Man behalf sich in Karlsruhe zunächst mit einem leitenden Theater-Komitée. Der vortreffliche Schauspieler und wissenschaftlich gebildete Regisseur Mittel war der technische Direktor — die Seele der Karlsruher Bühne. An die Spitze des leitenden Komitée's trat 1823 der junge dramatische Dichter Freiherr Joseph von Auffenberg. Sein Titel war Präsident. Wir nannten ihn aber: Intendant!

Nach meinen drei »Versuchen« stand es mir frei, im Engagement auch noch zwei »Debütrollen« zu wählen. Zu meinem ersten Debüt wählte ich — o kindliche Unerfahrenheit und Geschmacklosigkeit! — in Kogebue's entsetzlicher »Zigeunerin« — die Lazarilla.

Es war eine höchst unglückliche Wahl. Diese Aufgabe erfordert mehr routinirte Kraft und Bühnengewandtheit, als natürliches Gefühl und Anmuth. Ueberdies sollte mir beim Einstudiren neuer Rollen der Beistand meiner trefflichen Lehrerin schon bei dieser Lazarilla fehlen. Sie zog sich zurück — wegen einer grünen Schürze! Nach Mlle. Demmer's bühnenerfahrenem Rath sollte ich nämlich in meinem dritten Versuch als naive Rosalie im »Inkognito« eine schwarzseidene Schürze tragen. Die Mutter wollte mich aber zum weißen, einfachen Kleide lieber mit einer grünen schmücken. Noch sehe ich die erstaunten Blicke der guten Lehrerin, als sie vor der Vorstellung kam, um im Theaterwagen mit uns ins Schauspielhaus zu fahren, und mich weiß und grün fand.

Die Freude über den freundlichsten Empfang und Beifall als Rosalie war daher schon keine so ungetrübte, wie nach den »Hagestolzen« und »Elise von Walberg«. Die Mutter kämpfte während der Vorstellung mit den Thränen, denn kein Wort kam über die Lippen der neben ihr sitzenden, sonst so sanften Lehrerin. Sie vermochte ihre verletzte Autorität nicht zu verschmerzen, — und versagte fortan ihre mich so fördernde Hülfe. Sie war vollkommen im Recht und ich — mußte die kleine so verzeihliche Eitelkeit der Mutter büßen. Diese ominöse Schürze lehrte uns Künstler-Empfindlichkeit schonen. Die Mutter und ich warnten uns später oft gegenseitig: »Denk an die grüne Schürze!«

So mußten Mutter und Tochter nun auf eigene Hand versuchen: *de conduire leur barque!* Wenn auch mein guter Professor Aloys Schreiber mir noch während meiner ganzen Karlsruher Laufbahn mit seinem ästhetischen Rath treu zur Seite stand und manche Rolle dramaturgisch mit mir durchging, — ein Bühnenerfahrener Steuermann war auch er nicht. Daß der arme Rachen nicht gleich am Beginn des klippenreichen Theater-Fahrwassers zerschellte, begreife ich jetzt — da ich mich am Abende meines Lebens redlich bemühe, mit der Devise: »Gerecht gegen Andere, streng gegen mich« klaren, leidenschaftlosen Blickes die ferne Vergangenheit zu schildern, — oft selber kaum.

Wie waren die gute Mutter und ihr vierzehnjähriges Töchterchen doch so gar unerfahren und unpraktisch in allen Coulißendingen — und viel zu bescheiden für's Theaterleben!

Wir verstanden nicht einmal: mich vortheilhaft zu schminken. Als einige ebenso unerfahrene Freundinnen mir riethen, als Zigeunerin Zazarilla die blonden Augenbrauen zu schwärzen, um meinem weichen kindlichen Gesicht mehr Ausdruck zu geben, — da zog ich im Eifer so kühne, schwarze Bogen, daß ich förmlich entstellt aussah. Zu meinem Unglück hatte ich überdies gehört, daß schwarze Punkte unter den

Augenwimpern dem Auge flammende spanische Blut geben ... und ich that auch hier des Guten mehr als zu viel.

Es stand wahrhaftig schlimm um die kleine Komödiantin, und schon bekamen wir unter dem Mantel der Theilnahme manches mitleidige Lächeln zu sehen, manch zweifelndes Wort über mein Talent zu hören.

Das Alles trieb mich, etwas Entscheidendes zu wagen. Ich wählte als zweites Debüt unverzagt — Preziosa!

Ganz Karlsruhe gerieth in Aufruhr, daß ich — das blutjunge, unerfahrene Ding, überhaupt erst viermal vor's Publikum getreten, nach der gefeierten, schönen Amalie Neumann die schwere Rolle der Preziosa spielen wolle. Die arme Mutter kam immer halbtodt aus ihren Tarock-Partien nach Hause — so sehr hatten die Damen ihr wegen meiner Preziosa bange gemacht. Selbst mein leichtlebiger, himmelstürmender Bruder Karl, der funkelnde neue Lieutenant, berichtete oft kleinlaut, daß seine besten Kameraden am Erfolge zweifelten. Die Frau Markgräfin ließ mir durch Major Hennehofer theilnehmend ihr Bedenken äußern: ob meine junge Stimme auch für die pathetischen Stellen der Preziosa ausreichen würde.

Wenn ich aber die bangende Mutter ansah, so wuchs mir das muthige Wollen. Und ich setzte meine ganze junge Kraft daran, die Feuerprobe würdig zu bestehen.

Auf meine Bitte arrangirte Balletmeister Zeisig ein brillantes Solo: Pas de zephir der Gavotte — des munteren schnellbeflügelten Tanzes der Gavots, der fröhlichen Bergbewohner in den französischen Oberalpen — für mich zu Weber's entzückender Musik. — Preziosa's berühmtes Lied: »Einsam bin ich nicht alleine!« studirte mir Gesanglehrer Berger fleißig ein, und die melodramatische Deklamation übte ich unermülich nach dem Klavierauszuge. Bruder Karl besorgte eine leichte Jagdflinte und exerzirte mich wie einen Rekruten damit ein: blitzschnell zu zielen, während der Rede absiegend und bei der geringsten Bewegung des Zigeunerhauptmanns wieder anzulegen.

Ich höre noch seine junge wichtige Lieutenantsstimme karlsruhern: »Dasch isch nischt, Eine! Du muscht es nich mache, wie de andere Pretschiosen, die thun, als ob ihne de Flinte an den Kopp genagelt wär' und doch beische könnt!« — Aber zulezt war er ganz stolz auf seinen neuen Rekruten.

Und mit welchem Entzücken staffirte die gute Mutter ihre Preziosa heraus: spanisches Kostüm, weiße Seide, mit Himmelblau und Silber, graziöse Marabouts auf dem Kopf! So wünschte mich der bayerische Hofmaler Muzel zu malen, der auf der Karlsruher Kunstausstellung die beiden Prinzessinnen Elisabeth und Amalie ausgestellt hatte und darauf auch unsern badischen Hof porträtirte. Er wählte die Scene, wo Preziosa wie verklärt Alonso's Bouquet aufgehoben hat. Leider konnten wir das schöne, aber theure Bild nicht kaufen. Ob es noch in einer Münchener Galerie hängt — ob in einer Trödelbude . . . ?

Bei der Aufführung der Preziosa war das Haus überfüllt und vor Beginn des Stückes in aufgeregter — ja, die Verehrer von Mad. Neumann in kampfgereizter Stimmung. Und wie klopfte mir selber das junge, bange Herz! Aber schon während der süßen, beseligenden Melodien der Ouverture kam mir eine wunderbare Ruhe . . . und mit Gefühl und Begeisterung konnte ich sprechen:

»Lächelnd sinkt der Abend nieder,  
Rings erschallen Jubellieder . . .«

Der freundliche Beifall erhöhte meinen Muth — meine Begeisterung — mein Glück!

Das eingelegte Solo tanzte ich, den Tambourin schwingend, wie von Flügeln getragen . . . und ich dachte lächelnd dabei an des wilden Linchens Seiltänzersprünge auf der Dielenritze. Auch mein durch das Einfallen des Horns und der Flöte im Takt so schwieriges Lied gelang glücklich. Das Haus wurde nicht müde, die neue Preziosa zu rufen. Ich hatte vollständig gesiegt . . . und doch war mein Glück kein so harmloses, ungetrübtes, wie nach meinem ersten Erfolge als Margarethe.

Ich hatte in diesen wenigen Monaten die »heißen Bretter« ahnen gelernt. Das Anfangs so lachend nahe Feenland der idealen Kunst war in immer weitere Fernen gerückt. Würde ich es je erreichen? — würde ich je eine wahre, edle Künstlerin werden? Daß es nur nach vielen bitteren Erfahrungen — nach bangen Kämpfen und schwerem Ringen sein könne, wußte ich jetzt schon. Aus der fröhlich und unbefangenen durch's Leben hüpfenden kleinen Komödiantin war — die nachdenkende Schauspielerin einer bretternen Welt geworden.

Nach diesem zweiten glücklichen Debüt trat ich in Reih und Glied mit den meist ausgezeichneten Künstlern des Karlsruher Hoftheaters.

Hätte Ludwig Tieck diese »echten Komödianten« — wie er am liebsten den wahren, kunstbegeisterten Schauspieler nannte — sehen können! Er wäre entzückt gewesen. Behauptete er doch späterhin in Dresden mir gegenüber stets hartnäckig: »Es ist ein Nachtheil für die wahre Kunst, daß die Komödianten nicht mehr die »Varias« des bürgerlichen Lebens sind. Werden sie fein bürgerlich solide oder gar vornehm salonmäßig, so ist es mit dem Künstler vorbei. Ihr Boden, auf dem sie nur wachsen können, ist das abenteuerliche Land der Ideale, in dem es aber selten viel zu essen gibt. Aus der Kreuzerbude des Jahrmarkts muß uns eine neue gesunde volksthümliche Bühnenkunst erblühen, wie einst aus der armseligen Schaubude der Neuberin. Ich kann trotz meiner 70 Jahre den Glauben an ein kunstregenerirendes romantisches Künstlertreiben nicht verlieren. Nennen die Herren Kritiker mich doch auch immer spöttisch — den Romantiker!«

Unsere Karlsruher Komödianten machten sich meistens selber zu »Varias« des geselligen Lebens. Und doch hätten sie nach ihrer vorwiegend gediegenen Bildung in den besten Gesellschaftskreisen glänzen können. Aber sie, die einst in Jugend-

begeisterung Heimat, Freunde, glückliche Verhältnisse verlassen und, dem verführerischen Vöcken der Kunst folgend, oft das abenteuerlichste Vagabondenleben geführt hatten — — Hunger, Kummer, Noth, Enttäuschungen jeder Art hatten sie mit der Zeit menschenscheu — oder wohl gar menschenfeindlich gemacht.

Schäumte doch selbst unserem glänzenden Intendanten und damals weitberühmtem Dichter Aussenberg nicht wenig abenteuerndes Vagabondenthum im blauen freiherrlichen Blute! Sohn eines fürstlich Fürstenbergischen Hofmarschalls verließ der sonst so blöde siebzehnjährige Jüngling — berauscht und verlockt von Wilhelm Meisters romantischem Künftlertreiben — 1815 heimlich das väterliche Haus zu Freiburg im Breisgau, um mit einem gleichgestimmten Freunde durch Italien nach Griechenland zu wandern und an den heiligen Stätten klassischer Kunst und schöner glücklicher Menschen hinfort ein freies geniales Sängelerleben zu führen. Die Guitarre am rothflam-menden Bande im Arm ging's zu Fuß durch die Schweiz in's gelobte Land Italia hinab — vor jedem Fenster mit einem schönen Mädchenkopf klimpernd, singend, minnend! Hatten's die glücklichen seligen Troubadours doch einst auch so gemacht! O welche Lust ein wandernd Sängelerleben — — so lange noch die heimlich mitgegangenen väterlichen und mütterlichen Napoleons in der Tasche klingeln!

Quand ma bourse fait: bin! bin! bin!

Tout le monde dit: Mon cousin!

Quand ma bourse fait: ba! ba! ba!

Tout le monde dit: Va! va! va!

— wie ein altfranzösisch fahrend Schülerlein singt. Das er-führen unsere modernen Troubadours schon in Oberitalien. Sie klimperten und sangen jetzt nicht mehr vor den Fenstern schöner Mädlein um den Minnesold lächelnder Augen — sie musicirten vor den Hausthüren, bettelnd um ein Nachtquartier, um einen Löffel voll Polenta. So troubadourten, bettelten und hungerten sich die jungen Romantiker in Lumpen mühsam

zu den mütterlichen Fleischtopfen und Thränen und väterlichen Denkketteln nach Freiburg zurück. Eine österreichische Soldatenjackette sollte die abenteuerlustigen Flügel des Baron Aussenberg für immer fesseln. Aber Wien hätte kein Burgtheater haben müssen! Das bekehrte den singenden Troubadour schnell zum Dramatiker. Aussenberg schrieb sein erstes romantisches Trauerspiel: »Pizarro!« Schreyvogel, Dramaturg des Burgtheaters und unter dem Namen »West« der erste glückliche Bühnenbearbeiter von Calderons »Leben ein Traum« und Moreto's »Donna Diana«, lehnte das Stück für die Wiener Hofbühne zwar ab, ermunterte aber den jungen Dichter, sein unzweifelhaftes dramatisches Talent weiter zu bilden. Auf Wunsch der Eltern nach Baden zurückgekehrt und in die Garde-du-Corps als Lieutenant eingetreten, schrieb Aussenberg mit erstaunlicher Geschwindigkeit Stück auf Stück: »die Spartaner« — »Ludwig XI. in Peronne« — »das böse Haus« — »der Löwe von Kurdistan« — die schnell über alle bedeutenden Bühnen gingen, des Dichters Namen weitberühmt machten — und heute sämtlich verschollen sind. Wohl mit Recht! Die Lage halt- und maßloser, überphantastischer Romantik liegen weit hinter uns. Seine damals in Karlsruhe mit patriotischem Stolz und Beifall aufgenommenen Stücke hatten den Dichter vom Garde-du-Corps-Pferd an die Spitze der Karlsruher Hofbühne gehoben. Ich sollte nie Gelegenheit haben, dies zu bedauern.

Aussenberg war noch nicht 25 Jahr, als er mein erster Intendant wurde. Eine vornehme Erscheinung: groß, schlank, mit tiefdunklen Augen und auffallend breiten schwarzen Augenbrauen. Ein echtes Hidalgo-Gesicht. Damit kontrastirte aber merkwürdig sein echt schwarzwälder Dialekt, mit dem er fremde Stimmen täuschend kopiren konnte, und sein Benehmen dem ihm unterthänigen vielköpfigen und vielsinnigen Komödiantenvölkchen gegenüber. War es das Bewußtsein, daß ihm für seine schwierige Stellung die eigentliche reale Coulissenpraxis

fehlte? In den Proben bedrückte er sich unsicher, verlegen; wo er anordnen, befehlen sollte, bat er fast schüchtern. Da konnte von einer durchgreifenden und fruchtbringenden Autorität auf der Bühne wenig die Rede sein. Rühmend hervorheben muß ich aber doch noch sein nobles, ritterliches Benehmen uns Künstlerinnen gegenüber. Selbst bei der bescheidensten Choristin vergaß er nie das Französische: *place aux dames!* — während Clara Stieh noch viele Jahre später einen anderen Intendanten, der gleichfalls vom Garde-Lieutenant an die Spitze einer Hofbühne avancirt war, obgleich er nie ein Drama geschrieben, und der einst in der Probe der Künstlerin zuherrschte: »Nochmals abtreten!« — erinnern mußte: »Herr Lieutenant, Sie vergessen, daß wir hier nicht auf dem Exercirplatz stehn!«

So hat die Karlsruher Bühne unserem Dichter wenig Rosen gebracht. Er spann sich immer mehr in hypochondrische Wunderlichkeiten ein, floh die Menschen, trank sich in der Einsamkeit seiner Studirstube in Champagner und Punsch immer überschwänglichere Begeisterung für neue hochromantische Dramen, und schrieb so im maurischen Kostüm, den krummen arabischen Säbel an der Seite, im maurisch decorirten dämmerigen Gemach sein dreibändiges dramatisches Gedicht »Alhambra« — bis er sich 1831 selber als Karlsruher Hoftheater-Intendant unmöglich geworden fand. Sogleich nahm er das abenteuernde Wanderleben seiner Jugend wieder auf. Er ging als fahrender Dramatiker in das Land seiner »Alhambra« und seiner Meister: Calberon, Lopez de Vega und Moreto und hatte das für profaische Menschenfinder allerdings ziemlich zweifelhafte Glück: in Spanien das romantischste Abenteuer seines Lebens zu bestehen und dies Leben fast dabei zu verlieren. Als er eines Abends vor den Thoren von Valencia spazieren ging, wurde er von Meuchelmördern, die spanische Eifersucht gedungen, überfallen und niedergestochen. Aus 23 Wunden blutend, blieb er auf dem Platze liegen, bis mitleidige Hände ihn in das Hospital del Sid zu Valencia trugen. Unter der Pflege weiblicher Re-

ligiosen genas er endlich, so daß er dies blutige Abenteuer später selber in seiner »Humoristischen Pilgerfahrt nach Granada und Cordova« mit vieler Laune schildern konnte. Er kehrte 1843 — nach dem Freiherrn von Gemmingen, dessen Vater der Bühne den einst vielbeweinten »Deutschen Hausvater« gegeben — sogar noch ein Mal als Hoftheater-Intendant nach Karlsruhe zurück, bis die Stürme des Jahres 1848 auch ihn mitfortriffen. Als ausgebildeter Misanthrop und unglücklicher Vater von 24 schon verschollenen Dramen starb Joseph Freiherr von Aussenberg, badischer Hofmarschall, am ersten Weihnachtstage 1857 in seiner Vaterstadt Freiburg. In Dankbarkeit hatte er sein ganzes Vermögen den Nonnen im Hospital-Kloster del Eid vermacht. — —

Dieser unglückliche Romantiker war also 1823 der Oberhirt unserer Karlsruher Bühne. War's da zu verwundern, daß auch die Heerde manch verwunderliches abenteuerndes Stück — manchen romantischen »Paria« des bürgerlichen Lebens zählte?

Ueber die wenigsten Künstler wußte man etwas von ihrer Heimat, Abkunft, Vergangenheit. Manch verscherztes — verfehltes Leben barg sich hier unter fremdem Namen.

Woher stammte der Liebling des Publikums, der auf der Bühne so lebensfrische, fein humoristische — ja übermüthig frohe Hartenstein? — Durch's Leben eilte er einsam, finster, scheu, in trübe Gedanken versunken. Man sagte, er sei der verlorene Sohn einer altadeligen Familie.

Sehring war ein prächtiger Bassist, ein erschütternder Steinerner Gast, ein schier unergründlich tiefer Sarastro, ein infernalischer Kaspar-Samiel, — seine liebliche Frau die verführerischste Soubrette in Oper und Lustspiel, brillant im »Kapellmeister von Venedig«, reizend als Nennchen im »Freischütz«. Ich habe nie wieder die Gespenstergeschichte von der Base mit der langen Nase so neckisch und hinreißend vortragen

hören. Und in diesem echten Künstlerpaar schäumte das unruhigste Komödiantenblut. Beim Beginn der Theaterferien verschwanden beide immer spurlos aus Karlsruhe. Und einst fand ein Bekannter das geheimnißvolle Paar in einem winzigen Landstädtchen auf einer aus Bettdecken, Windschirmen und bunten Fenstergardinen improvisirten Bühne — Verkleidungsrollen spielend. Sie konnten nun einmal die abenteuerlichsten Komödiantenfahrten nicht lassen, deren Romantik sie einst — am Beginn ihres Künstlerlebens — bei Wandertruppen kennen gelernt hatten.

Neben Mad. Sehring muß ich gleich die glänzende Primadonna unserer Oper nennen, von Spohr sehr bewundert: Mad. Gervais. Sie hatte eine starke, wunderschöne Stimme, gute italienische Schule des Gesanges, eine erstaunliche Kehlfertigkeit und viel Wärme des Gefühls im Vortrage. Dabei war sie eine brillante Schauspielerin, auch im Drama und Lustspiel, obgleich sie ihren angeborenen französischen Accent nie ganz überwand. Ihr Vater war Pariser Solotänzer und von ihm hatte die Tochter französische Grazie und Tanzkunst, aber auch eine starke Portion Häßlichkeit geerbt. Doch durfte man von ihr sagen, wie Paris von der Herzogin von Berry: *la jolie laide!* So war Mad. Gervais trotz ihrer körperlichen Unschönheit durch Gesang, Spiel, Tanz, Grazie das reizendste »Kothläppchen«. — Auch dies Künstlerpaar hatte seine Komödianten-Ferse: Schulden über Schulden. Sie legten ihre ganze Gage in Straßburger Gänseleber-Pasteten, Perigord-Trüffel, Leipziger Verchen und italienischen Salaten an — bis plötzlich eine wunderbare Energie kleinbürgerlichen Sparens über sie kam. Sie hängten den Austern- und Pastetenkorb hoch in den Rauchfang, begnügten sich mit bescheidenster Karlsruher Küche — und in vier Jahren waren alle Schulden bezahlt.

Das erinnert mich an eine andere kulinarische Künstler-Anekdote. Kollege Maurer in Stuttgart und seine anmuthige

Frau, in ihrer Jugend gefeiert als Margarethe, Suschen und Preziosa, hatten sich gern an die gute Table d'hôte des Hôtel Marquardt in Stuttgart gewöhnt. Aber die Gage wollte nie mit dieser theuren Gewohnheit Schritt halten. Und so gab die leere Kasse eines Tages dem wackeren Paar eine ökonomische Energie à la Gervais. Man beschloß, in Zukunft bescheiden zu Hause zu speisen. Nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit und Rührung, voll gegenseitiger Bewunderung und tugendhafter Gehobenheit über das beginnende neue solide Leben setzt man sich zu Tische. Es geht doch nichts über ein bescheidenes Mahl in eigener geordneter Häuslichkeit! Und wie wohlfeil man lebt! Für eine Table d'hôte kann man vier Tage zu Hause kochen! Wie viel man da das Jahr über spart! — Das sind die Tischreden, mit denen man sich gegenseitig erbaut . . . Die Suppe — nun ja, die ist bei Marquardt kräftiger und schmackhafter . . . und heut gib'ts dort vielleicht in der Suppe Krebschwänze oder die delikaten Leberklöschchen, die Niemand so gut zu bereiten weiß, wie der alte Pariser Hôtel-Koch . . . Aber man lebt ja nicht von der Suppe allein! — Das Rindfleisch — hm! Frauchen, das Rindfleisch könnte wohl etwas zarter sein. Marquardt kauft nur von jungen fetten Mastochsen und das Fleisch zergeht Einem schon auf der Zunge. Dazu der Schnecken- und Sardellensalat . . . und hier diese holzigen rothen Rüben! Wußtest Du denn nicht, liebes Kind, wie ich diese rothen Rüben hasse? Kuhfutter! — Männchen, mir geht's ja gerade so! Aber wenn man sparen will . . . Halten wir uns an die Coteletts! . . . Puh! Angebrannt — und welche Butter! Und wie appetitlich sind die Coteletts bei Marquardt servirt. Die Rippchen mit gefranztem Silberpapier umwickelt — deliciös! Und weiter, Frauchen? — Männchen, weiter hab' ich nichts! Wir wollten ja sparen! — Aber wir dürfen doch nicht lebendigen Leibes verhungern. Welch ein Verlust für die Kunst! Bist Du denn satt, Kind? — So eigentlich nicht, Männchen. Ich lasse uns sogleich einen guten Kaffee machen. — Ich weiß etwas noch

Besseres, Schatz. Nimm Deinen Shawl um — wir kommen noch grade recht zur Table d'hôte bei Marquardt . . .

Glückliches, leichtherziges Komödiantenleben!

Doch zurück zu den Karlsruher Kollegen!

Der köstliche närrische Komiker Laves, dessen Auftreten schon genügte, das Haus von homerischem Lachen der Zuschauer erschüttern zu machen — lächelte im Leben nie. In seinem Hause war er ein hypochondrischer kleiner Tyrann. Er spielte prächtig Violine — aber im abgelegensten Winkel seiner Wohnung, hinter verschlossenen Thüren . . . Doch da steht er vor mir — der jungen Sabine — in Kozebue's »Deutschen Kleinstädtern« als allerpossirlichster, blumenreichster »Herr Bau-, Berg- und Weg-Inspektors-Substitut Sperling« unter der Straßenlaterne von Krähwinkel im lächerlichsten Nachtkostüm und ich höre sein zärtlichstes »Winchen« — und als die Spitzbübkin Eva Schnurrwinkel, die den Krähwinklern Würste und Schinken gestohlen und für deren Prangerstehn die ganze Stadt solenne Festlichkeiten vorbereitet hat, die Nacht vorher still verduftet ist, — sein unglücklichstes: »All ihr himmlischen Mächte! Was hör' ich? Morgen kein Fest! kein Pranger! keine Verlobung! — Was soll nun werden aus meinen Kunstwerken? Ein Sonnet hab' ich gedichtet auf die Delinquentin! Ein Triolet auf den Galgen, den dreibeinigen!« . . .

Bei welcher Wandertruppe hatte der tiefgebildete Regisseur Mittel seine Theaterlaufbahn begonnen? — Er sprach nie darüber. — Ein Jahr nach meinem Engagement trug man ihn zu Grabe.

Der alternde Tenorist und ergötzliche Komiker Walter war das unruhigste vagabondirende Künstlerblut. In Karlsruhe duldete es ihn nie lange. Fast immer war er auf Gastreisen und immer überschritt er seinen Urlaub. Mußte er dafür Strafe zahlen, so tröstete er sich mit seinem unnachahmlich hingeworfenen Lieblingswort: »Gickel-Gackel-Bratwurst!« Das war sein Motto in allen Lebensverhältnissen. Unvergeßlich

bleibt Walter mir in der parodistischen Fastnachtposse »Prinzessin Evekattel und Prinz Schnuti!« als verliebtes Prinzen-Monstrum. Amalie Neumann spielte die Prinzessin Evekattel — in einer Scene die Ophelia travestirend — »zum Wälzen«. — Am berühmtesten war Walter als Wiener Parapluimacher Staberl in »Staberls Reiseabenteuern« und in den »Bürgern von Wien«. Staberls fieberhafte Geschäftigkeit, possirliche Wichtigthuerei in kleinen Dingen, Wienerische Wohllebigkeit und Herr-von-Staberl-Gespreiztheit wußte er überaus drastisch zu personifiziren. In den eingelegten Staberl-Liedern kam ihm sein noch immer angenehmer und gut geschulter Tenor zu statten. Doch waren seine Staberl-Impromptüs nicht immer ganz fein. Als Staberl durchzog er abenteuernd die ganze Welt. So fand ich ihn später in Berlin und in Riga wieder und konnte ihm zu stürmischem Beifall Glück wünschen.

Der »dicke«, aber noch immer schöne Karl Mayer war ein guter Regisseur, im Lustspiel ein feiner Humorist, aber als Liebhaber und Heldenspieler matt und frostig. Welch eine reizende glühende Liebhaberin war Mlle. Demmer neben ihm in »Kolla's Tod« von Kogebue! Kolla blieb gegen sie kalt wie Eis — auch im Leben. Meine arme Lehrerin hat diese unglückliche Liebe nie überwunden. Daher rührte ihr Starrkrampf, der sie so früh der Bühne entzog. Wenn man sie nach einem solchen Anfall fragte: »Wie war Ihnen?« — dann sagte sie wohl mit unendlich traurigem Lächeln: »Das arme Herz stand mir nur wieder mal im Schmerz still!« — Beide gingen einsam ihren Weg. »Verfehlte Liebe, verfehltes Leben!«

Auch der Bruder Demmer, der scharfsinnigste und geistvollste Schauspieler unserer Bühne, der liebenswürdigste Chevalier und unwiderstehliche Liebhaber, durch und durch ein echter, edler Künstler, lebte einsam melancholisch mit Mutter und Schwester in dem abgelegenen Häuschen. Wurde er gereizt, so hatte er eine scharfe beißende Zunge. Das hat der spätere Intendant Graf Leiningen, der unserm Aussenberg

1831 folgte, bitter empfunden. Unter vier Augen und auch wohl in den Bühnenproben steckte der Graf von dem ihm zwischen den Couliſſen geiſtig weit überlegenen Demmer manche ſpitzige Belehrung geduldig ein. Als dieſer aber 1837 ſich hinreißen ließ und in öffentlicher Gaſthausſtube die Thätigkeit ſeines Bühnenchefs witzig kritiſirte und ſchloß: „Ja, der hochgeborne Graf hat ebenſo wenig Bühnenverſtand wie hier mein niedrig geborner Pudel!“ — da wurde der Kritikus auf ein Jahr von der Karlsruher Bühne relegirt. Dann nahm man den unerſehbaren Künſtler in Gnaden wieder auf. Aber ſchon zwei Jahre ſpäter erſtellte den Intendanten ein ähnliches Verhängniß, in Geſtalt eines — Schnurrbarts.

Seit 1835 war der übermüthig kecke Karl Devrient für Karlsruhe engagirt. Seinen Intendanten zu necken, war ihm das höchſte Gaudium. Er ſprang ziemlich cavalierement mit ihm um und wußte ſogar ſeinen zärtlich geliebten und gepflegten Schnurrbart Jahre lang gegen den Herrn Grafen und alle Paragraphen des Theater-Codex zu behaupten. Da der ſchöne Devrient meiſtens Liebhaber und Helden ſpielte, ſtürzte der Schnurrbart ſelten. Aber 1839 ſollte der Künſtler Kozebue's »Armen Poeten« ſpielen, eine Glanzrolle ſeines großen Oheims Ludwig. Lorenz Kindlein mit dem Schnurrbart — unmöglich! Der Herr Intendant beſchwor ſeinen Liebling hoch und theuer, der Kunſt ſeinen holdeſten Mannesſchmuck zu opfern. Dennoch erſchien Lorenz Kindlein in der Probe mit zierlich gedrehtem Bärtchen. Neue Bitten, neue Beſchwörungen des Grafen ... Devrient gibt eine luſtige Antwort, nicht Ja! nicht Nein! — Abends, vor Beginn des Stückes wandelt der Intendant in ahnungſchweren Schnurrbartängſten unruhig durch die Couliſſen. Endlich ſteht Devrient vor ihm, unbefangen lächelnd, ſchon fertig gekleidet als Armer Poet, aber — o Entſetzen! — mit ſeinem allerliebſten Liebhaberbärtchen. Da ſchäumt auch das geduldigſte Intendantenblut auf und — über. Es kommt zu einer heftigen Scene vor Schauſpielern und Couliſſen.

schiebern. Von beiden Seiten fallen die beleidigendsten Worte. Graf Leiningen und Karl Devrient machten sich gleich unmöglich am Karlsruher Hoftheater. Und doch hatte der glänzende Künstler nicht entfernt daran gedacht, Lorenz Kindlein mit Schnurrbart spielen zu wollen. In seiner Garderobe stand schon der Barbier bereit, in der letzten Minute den verpönten Pippenschmuck zu beseitigen. Er hatte den Intendanten nur ein wenig neckend ängstigen wollen.

Ein echter Paria der bürgerlichen Gesellschaft war der originelle, ja in seinem Genre geniale Komiker Wurm. Bis 1816 war er durch seine unnachahmlichen Lazzi und drastischen Einfälle Liebling der Berliner gewesen. In Folge eines öffentlichen Skandals wurde er auf Befehl des Königs als »mauvais sujet« entlassen. Er siedelte nach Karlsruhe über und trat zu der dortigen Bühne in ein langjähriges festes Gastspielverhältniß, da er wegen seines Berliner Prozesses nicht engagirt werden konnte. Sein Feld war die niedere Komik. Hier herrschte er stets siegreich — zwerghellerschütternd. Eine einzige Grimasse — ein Zwinkern mit den Augen — ein Zucken mit Nase oder Unterlippe genügten, ein ganzes Haus zu elektrischem Lachen hinzureißen.

In Holbergs »Politischem Kammengießer« war er der nichtswürdigste Allerweltschlingel von Kammengießerbursche, unnachahmlich dummdreist, dummpfiffig und dummscholz! Wie spreizt er sich in dem schnell in eine Livrée umgewandelten, mit Goldpapier benähten langen braunen Rock seines Meisters, der über Nacht Bürgermeister von Hamburg geworden zu sein glaubt. Wie zudringlich rückt er den zur Gratulation gekommenen beiden Rathsfrauen, nachdem er ihnen eine »kleine Diskretion« abgezwaht hat, mit dem Syrupskaffeeetopf auf den Leib: »Nun sollen Sie aber auch tüchtig trinken, derweil die gnädige Frau Bürgermeisterin draußen ist . . . Die gnädige Frau nimmt's nicht übel. Meine wohlgeborne Madamen, Sie müssen, weiß Gott, trinken. Vielleicht ist's nicht süß genug.

Wir wollen gleich mehr Syrup kriegen . . . « Wie brutal setzt er die gratulirende ehrliche Grobschmiedsfrau an die Luft — und wie feige kriecht er nebst seinem Bürgermeister unter den Tisch, wenn ihm die neue glänzende Bürgermeisterei nicht recht geheuer scheint!

Seinem Peter in den »beiden Grenadieren« vermochte selbst der hartgefottneste Hypochonder nicht zu widerstehen, — oder wenn er im »Hausgesinde« in seiner Angst vor Vergiftung kopflos umherrannte und sprudelte: Giffft! Giffft! Ifft! — oder im »Schauspieler wider Willen« als Jude im jüdischen Jargon Schillers »Tauscher« deklamirte und von »schnurrigen Geschichten« schier plagte. — Seine glänzendste Rolle war der Schneider im »Schneider und Sänger«, jede Geste, jede Miene, jeder Ton charakteristisch und unwiderstehlich zum Lachen reizend. Und erst der Vortrag der vielen eingestreuten überkomischen Volks- und Schneiderlieder! . . . »Nun aber hören Sie mein allerbestes Lied:

Nachtigall — ich seh Dir — laufen!  
Aus dem Bächlein thust Du — saufen!  
Tauscht hinein Dein klein Schnä-äbelein,  
Meinst es wär — der be—este Wei—ein!»

. . . Wahrhaftig! Da ich diese vor mehr als einem halben Jahrhundert in jubelnder Heiterkeit gehörten und nachgesungenen Worte niederschreibe, singe ich sie unwillkürlich vor mich hin . . .

Nur einen Komiker habe ich später gesehn, der mit Wurm in seinem Genre rivalisiren konnte: Bouffet in Paris. Er gab im Oktober 1829 in dem reizenden Lustspiel »Jean« einen Pariser Tanzmeister, der auf einem Stuhl steht, die Geige spielt und dabei tanzt — hinreißend!

Und jetzt — nach 46 Jahren — las ich in einer Pariser Zeitung, daß derselbe Bouffet kürzlich in Paris noch den alten übermüthigen herzfrischen »Gamin de Paris« spielte und —

alle Welt bis zu Thränen entzückte. Ja, ewige Jugend echter Kunst!

Sollte Wurm aber — wie im »Schauspieler wider Willen« — anfangs als natürlicher, einfach bürgerlicher Duzendmensch im modischen Gesellschaftsanzuge auftreten, da war er unnatürlich gezwungen, hölzern, verlegen. Man sah ihm an, er fühle sich unbehaglich in dieser fremden Haut. —

Mlle. Wilhelmine Maas! Schon der Name macht mir immer eine tiefe Traurigkeit. Er ist der Titel zu einer von den vielen alten trostlosen Tragödien: Komödianten-Leben — Lieben — Lust — Leid — und Ende!

Als ich zu meinem zweiten Versuch Elise von Balberg gab, spielte Mlle. Maas die Fürstin. Fein und vornehm — aber kalt wie Eis. Die herzerwärmende Sonne des Glücks war ihr schon untergegangen. Sie wußte selber am Besten: für immer! Sie sah immer dunkler die kalte Nacht heraufsteigen — ohne Stern — ohne Hoffnung! Und wer nicht mehr hofft, lebt nur noch aus Gewohnheit — ohne blühtreibende Lust — ohne siegesmuthigen Kampf. Und ohne Freude und ohne Ehrgeiz gibt es keinen echten Künstler!

Und doch war Wilhelmine Maas erst 38 Jahre alt und einst die Freude Goethe's und Weimars und der Stolz Jfflands und Berlins gewesen.

»Verfehlte Liebe — verfehltes Leben!« — war auch ihr Fluch. Kaum zehn Jahre später ist sie — unstreitig eine der edelsten Künstlerinnen ihrer Zeit — vergessen und verschollen im Elend gestorben. — Wird mir noch Leben und Kraft vergönnt, so hoffe ich — wohl die letzte Kunstgenossin, in deren Brust die Unglückliche ihr Leid ausströmte — neben meiner armen holden vergessenen Benda auch Wilhelmine Maas ein würdiges Denkmal der Erinnerung setzen zu können. —

Die Perle unserer Bühne war Amalie Neumann, die noch heute als Frau Haizinger am Wiener Hofburgtheater glänzt und im Fach der »komischen Alten« unübertroffen in

Deutschland dasteht. Wer aber damals zu sagen gewagt hätte: Amalie Neumann — das reizendste Blondchen in der »Entführung aus dem Serail« — der lieblichste Benjamin in »Jakob und seine Söhne« — die entzückendste jugendliche Liebhaberin in hundert naiven oder sentimentalen Lustspiel-Rollen ... wird einst eine prächtige »komische Alte« werden und die guten Wiener als Frau Martha Schwerdtlein im »Faust« oder als spitzigste und flinkste Lasterzunge in Sheridan's »Lästerschule« entzücken, — den hätten unsere jungen Theaterenthusiasten sicher auf Pistolen gefordert. »Unsere himmlische Amalie Neumann — unmöglich!« ... Und doch wird in 50 Jahren, die seitdem hinabgerollt sind, im Leben so Manches möglich.

Amalie Morstadt war 1800 in Karlsruhe geboren. In einer Wohlthätigkeitsvorstellung betrat das liebliche zehnjährige Kind in Branitzky's jetzt vergessener Oper »Oberon« in der Titelrolle zum ersten Male die Bühne. Der Erfolg entschied für ein Künstlerleben. Mit fünfzehn Jahren war Amalie Mitglied des Karlsruher Hoftheaters, Anfangs nur in kleinen Opernpartieen thätig. Ein Jahr darauf heirathete sie den jugendlichen Liebhaber Neumann und trat ihre erste glänzende Gastspielreise durch Deutschland an. Schon 1823 wurde sie Witwe. Während eines zweiten Gastspiels in Berlin im Frühjahr 1824 gerieth sogar Amalie Wolff, die damals geistreichste Künstlerin der Berliner Hofbühne, über die bezaubernde Persönlichkeit von Amalie Neumann förmlich in Extase. Sie sagte mir: »Ein Wesen, wie eine verkleidete Prinzessin anzusehen, trat zu mir in's Zimmer, strahlend wie die Frühlingsgöttin in blühender Schönheit. Hellblauer Mouffelin umwallte die etwas zu volle und gedrungene, aber doch zierliche Gestalt. Ein runder italienischer Strohhut mit weißem Band, wie ihn die englischen Touristinnen tragen, beschattete reiche hellblonde Locken. Vergißmeinnicht-Augen blickten mich schelmisch-freundlich an. Griechisches Profil, purpurrother lieblicher Mund, Grübchen in den Wangen, rosig angehaucht — sanfte, wohlklingende

Stimme . . . so bezaubernd die ganze Erscheinung, daß ich vor staunender Bewunderung kaum zu antworten vermochte!»

Wenn eine Kollegin — eine Rivalin in solche Begeisterung ausbricht: ist es da zu verwundern, wenn in jener Zeit des Theaterenthusiasmus die ganze junge und alte Männerwelt bei Amalie Neumanns Gastrollen fast närrisch vor Entzücken wurde? In Leipzig schaarte sich um sie »ein wahrer Liebeshof von Minnesängern und fahrenden Rittern«. Man begnügte sich nicht mit Serenaden, Gedichten, Pferdeausspannen — nein, die Enthusiasten gründeten in allem Ernst zu Ehren Amalie Neumanns einen »Rosenorden«, und als Königin mußte die Gefeierte präsidiren. In Wien hatten ihre extravagantesten Verehrer sich einen von den goldenen Schuhen zu verschaffen gewußt, die Mad. Neumann als »Aschenbrödel« getragen . . . und aus diesem Goldschuh auf das Wohl der Vergötterten die Reihe herum Champagner getrunken . . . Man proklamirte sie aller Orten als »Deutsche Mars!«

Ein Verehrer der Künstlerin, ein Major aus Karlsruhe, der sich selber »des lieblichsten Kommandeurs treuer Adjutant« nannte, schrieb 1836 über Amalie Neumann ein 263 Seiten starkes, in Goldschnitt und Rosa Atlas gebundenes Buch, — in folgendem wunderbar blumenreichen Stil: »Ihre schön gebildeten Gesichtszüge gewannen durch ein sprechendes, meist schalkhaft lächelndes Auge einen lebendigen Ausdruck; wie in einem klaren Spiegel strahlten, als reiner Abglanz der Seele, Frohsinn und kindliche Unschuld. Die zart erkeimten Röschen des jungen Lenzes schmückten ihre jungen Wangen, auf welchen, wie auf ihrem schönen Munde schelmische Amoretten zu thronen schienen. Der Rosenduft ihrer Lilienwangen vermälte sich freundlich mit dem Schneegewande ihrer Schläfe, die eine reiche Fülle goldgelocker Haare umwallte. Und obgleich Blondinen bei dem Lichtglanz der Bühne minder reizend als am Tage erscheinen, so konnte dieses bei ihren schattigen Wimpern und dunkeln Augenbrauen dem Effekt doch nicht schaden. Liebreiz

und Anmuth umflossen ihr ganzes Wesen, die Grazien hatten sie in die Hallen der Kunst eingeführt und blieben fortan die gewogentlichen Begleiterinnen ihrer theatralischen Laufbahn ...»

Neben dieser reizenden Künstlerin spielte ich mit großem Fleiß zweite und dritte Rollen. Auch ich bewunderte sie neidlos mit kindlicher Begeisterung. Sie war damals wohl die vielseitigste Schauspielerin Deutschlands und unnachahmlich in heiteren Konversationsstücken, naiven und sentimentalern Mädchenrollen und scharf gezeichneten Kometten. Sie spielte mit unerschöpflicher Wärme des Gefühls, reizender Anmuth und nie müder Laune. Auch sang sie allerliebste. Nur das hochtragische Fach war ihr verschlossen. Dabei störte besonders ihr breiter Karlsruher Dialekt, den sie nicht überwinden konnte. Auch opferte sie dem Effekt nicht selten das schöne künstlerische Maß.

Während meines Debüts war Amalie Neumann auf Gastreisen. Sie nahm die jugendliche Kollegin bei ihrer Wiederkehr freundlich auf. Nur einmal wußten taktlose Freunde die Harmonie des Verkehrs zu stören. Sie hatten gegen die Neumann das an mir gerühmt, was sie nicht besaß: die schlanke, geschmeidige Figur und graziose Leichtigkeit des Tanzes ... und die sonst so reich Ausgestattete hatte darauf gereizt und unfreundlich über die Anfängerin gesprochen. Natürlich wurde mir dies schleunigst hinterbracht und ich fühlte mich sehr geschmeichelt, daß die prächtige bewunderte Rose der bescheidenen Knospe nicht gönnen wollte, auch bemerkt zu werden!

Das Lob über mein Tanzen als Preziosa konnte die Kollegin nicht vergessen. »Liebe Kleine, welche Pas haben Ihnen zu dem Beifall verholfen?« fragte sie mich einst. — »Pas de zephir der Gavotte!« — »O, die Gavotte tanze ich auch!« rief sie vergnügt. »Wir wollen sie im »Räuschchen« zusammen tanzen.«

Ich ging gern darauf ein. Amalie Neumann hatte die brillante Rolle der Wilhelmine, ich die langweilig sentimentale

der Elise. Eigentlich soll Wilhelmine tanzen, um dem armen Brandchen den Kopf zu verdrehen, und Elise dazu Klavier spielen. Aber wir wußten es uns schon zurechtzulegen und übten fleißig den Pas de deux. Im dritten Akt sagte dann auch Wilhelmine zum Entzücken des Publikums: »Brandchen, spiel' ein lustig Stück auf Deiner Violine — wir wollen tanzen!«

Brandchen-Labes geigte die Gavotte — ich tanzte mit Herzenslust und — — bemerkte anfangs gar nicht, daß mein Vis-à-vis nicht gleichen Tritt hielt.

Am andern Morgen erhielt ich ein herrliches Blumenbouquet mit einem anonymen Billet: »Die Blumenspender gratuliren der leichten Infanterie zum Siege über die schwere Kavallerie.«

Als alte Frau darf ich wohl von diesem kleinen Triumphe sprechen. Zu meiner innigen Freude kann ich aber hinzufügen, daß Amalie Neumanns liebliches Bild und ihre lebenswürdige Kollegialität gegen die junge Anfängerin bei mir noch heute unvergessen sind. Ich habe späterhin keine erste Liebhaberin neben mir gehabt, die ihren Kolleginnen gegenüber so wenig herrschsüchtig war, wie Amalie Neumann.

Zwei liebliche kleine Mädchen knospeten damals neben der vollblühenden Mutter auf. Für die sollte Schillers Wort in der »Braut von Messina« wahr werden:

Aber das Schönste  
Erlebt mein Auge,  
Denn ich sehe die Blume der Tochter  
Ehe die Blume der Mutter verblühet!

Louise Neumann entfaltete sich zur leuchtendsten Wunderblume des deutschen Lustspiels, — bis Graf Schönfeld in Graz sie der Kunst entzog. Adolphine Neumanns kaum erschlossene verheißungsvolle Blüte brach — der Tod.

Der greisen Amalie Neumann-Haizinger aber war es vergönnt, am 29. März 1875 noch in voller Frische und Fröh-

lichkeit am Wiener Burgtheater den Tag zu feiern, an dem sie vor 60 Jahren die Karlsruher Bühne betrat — ihr diamantenes Künstler-Jubiläum. Eine seltene Gabe der Götter! — Und doch war ich an dem Tage besonders dankbar dafür, wie mir das Loos gefallen: von meinem stillen grünen Berge auf die Bretterwelt des Scheins schon seit Jahren lächelnd zurückblicken zu dürfen. Herz und Seele wollen auch ihre Abendruhe haben.

War aber Amalie Neumann auf Gastreisen — und sie reiste zu meiner Freude sehr viel zu auswärtigen Triumphen — so war ich jugendliche Liebhaberin Nr. 1. Mit welchem Stolz und Entzücken spielte ich da die Kathinka im »Mädchen von Marienburg« — das Ritterfräulein in »Rudolf von Sabsburg«, durfte ich doch in dieser Rolle zum ersten Mal mit — aufgelöstem Haar auf der Bühne herumwüthen, welche Wonne! — in Rogebue's »Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel« die zärtlich geliebte Miranda, die als Page erscheint und für ihren Helden stirbt, selber tief gerührt über meinen edlen Tod, — in »Wilhelm Tell« die Bertha im beglückenden grünen Jagdkleide.

In Nuffenbergs »Viola« gab Amalie Neumann die Titelrolle, — ich den Schutzengel in weißer Gaze mit weißen Rosen in den Locken, der am Schluß segnend zum Theaterhimmel empor schwebt. In der Probe ging auch Alles gut. Die Flugmaschine war in bester Ordnung und der Dichter-Intendant lobte des fliegenden Engels graziose Haltung, besonders die Engelhaftigkeit der rückwärts gebogenen Fußspitzen. Doch bei der ersten Aufführung ereilte den armen Engel das Verhängniß. Die letzte Scene ist da. Der Engel steht auf der Bühne, mit dem nicht sehr behaglichen Gefühl: Nun geht die Fliegerei los! — aber doch mit der Sicherheit: An Deinem Gürtel helfen ein Paar derbe Stricke in die Höhe! Ich breite

die Hände segnend aus — hubb! die Stricke knarren leise über die Rollen der Flugmaschine — die Fußspitzen verlieren unter sich die Bretter und biegen sich engelhaft zurück . . . aber, o Entsetzen! anstatt anmuthig grade in die Höh' zu gehn, die Augen und segnenden Hände dem glücklich liebenden Paar auf der Bühne und dem P. T. Publikum dort unten zugewendet, — wirbelt der Unglücksengel wie ein wahnsinniger Schmetterling in der Luft herum und zeigt zuletzt den hochgeehrten Anwesenden perpetuirlich seine unschönere Kehrseite, bis die papiernen Wolken ihn freundlich vor den erstaunten Blicken der Karlsruher verhüllen . . .

Ob ich geheult habe! Vor Scham und Weh und Jörn über den unglücklichen Garderobier, der in der Eile die beiden niederhängenden Stricke verwechselt und den linken in den rechten Haken an meinem Gürtel und so umgekehrt gehakt hatte.

Durch Nichts war ich zu bewegen, jemals wieder als Engel empor zu fliegen. Bei der zweiten Vorstellung von »Viola« trat ich segnend in die Coulotte zurück. Dann wurde zu meiner Zeit das Stück nicht wieder gegeben. Aussenberg meinte: durch des Engels Eigensinn ginge der Haupteffekt seiner Poesie verloren.

In Clarens damals beliebtem »Wollmarkt«, in dem einem biedereren derben, aber nicht allzu klugen Amtsrath und seiner schöneren Hälfte in der Stadt allerlei Poffen gespielt werden, gab ich den fecken, neckenden, verliebten Fähnrich, Mad. Neumann in blauen Strümpfen die naive Landschöne. Die Hauptscenen spielen im Schlosse des Fürsten von Wiburg, das den Landleuten als Hôtel de Wiburg bezeichnet ist. Der Fürst (Hr. Demmer) und die Fürstin (Mlle. Maas) gehn launig auf den Scherz ein und spielen Gastwirth und Gastwirthin. Mir ließ Bruder Karl aus einer seiner alten Dragoner-Uniformen vom Regimentschneider eine ganz vorschriftsmäßige, reizende Fähnrichs-Uniform machen. Die begeisterte die vollzählig versammelten »Kameraden« zu einem »rasselnden« Em-

pfange des blonden Fährichs. Als Beifall galt damals in Karlsruhe nicht nur Bravorufen und Händeklatschen, sondern auch das Stampfen mit Absätzen, Stöcken, Schirmen und Säbeln, so daß Fremde oft meinten, ein so begrüßter Künstler werde — »ausgepocht«. — Meine Fährichs-Uniform machte später noch in Berlin Furore, wo Ludwig Devrient neben mir aus dem Amtsrath einen seiner lebensvollsten köstlichsten »Menschen« schuf.

Auch in Claudens »Braut und Bräutigam in einer Person«, deren Titelrolle ich bei Hrn. Demmer einstudirte, glänzte meine Uniform in Karlsruhe und — auf so mancher lieben Gastspielsreise.

In Goethe's »Laune des Verliebten« gab ich die Amine, in »Herodes« den Prinzen, in Calderons »Leben ein Traum« die Estrella, in der »Beschämten Eifersucht« die Julie, im »Fridolin« die Luitgarde, im »Geizigen« neben dem Berliner Gast Gern die Liebhaberin, in Kogebue's »Rehbock« die Baronin . . .

Welch' ein Wagstück ich junges Ding mit dieser Rolle beging, wird mir erst heute ganz klar, da ich eine alte Karlsruher Korrespondenz vom März 1824 im Stuttgarter »Morgenblatt« wieder lese. Ich weiß nur, daß ich vor 51 Jahren als Baronin in Herrenkleidern munter drauf los spielte und plapperte, wie mir der Schnabel gewachsen war.

Der Karlsruher Korrespondent schreibt:

»Während meines kurzen Aufenthalts dahier muß ich Ihnen von einer lieblichen Erscheinung berichten, welche die hiesige Bühne besitz, ein wahres Kleinod, wie nicht leicht eine andere Bühne aufzuweisen haben wird. Es ist Mlle. Karoline Bauer. — Jede Vorstellung erscheint wie ein Gemälde, in dem einige Hauptpersonen im Vordergrund lebendig und bedeutungsvoll hervortreten. Das Publikum nimmt an dem Schicksal dieser Hauptpersonen Theil, welches sich oft durch lauten Beifall, oft durch Mitgefühl, durch Thränen, durch Ausbrüche

der Freude kundgibt. Die Theilnahme des Publikums ist eigentlich dreifacher Art. Zuerst kommt dasjenige, was der Dichter in die Rolle gelegt; dann dasjenige, was die darstellende Kunst aus der Rolle zu machen versteht; und endlich knüpft sich die Theilnahme an, welche die darstellende Individualität durch ihre besondere Position, körperliche Schönheit, Erziehung, Abkunft, unbescholtenen Ruf, häusliche Verhältnisse erweckt. Man vermag dies nicht zu trennen. Durch Unsittlichkeit, Gemeinheit verliert jedes Talent, wie ausgezeichnet es auch sein mag. Daher ist das Interesse so lebendig, welches Mlle. Bauer erweckt. Die Tochter eines Offiziers, die Schwester eines Offiziers, wird das Interesse an dieser aufblühenden Künstlerin so mächtig erhöht. Dazu kommt ein unbescholtener Ruf, ein seltener Einklang der Tugend, Körperreize, hochgebildeter Verstand, Geist, Munterkeit, Lebendigkeit — welches ihr nicht allein die Fama bezeugt, sondern welches sich auch Alles in ihrem Spiele kund gibt. Ich sah Mlle. Bauer in mehreren Rollen, z. B. im »Rehbock« als Baronin. Diese Rolle war schwer, zwar nicht als Darstellung im Allgemeinen, sondern vielmehr als besondere Nuance. Schwer schon ist dem jungen zarten Mädchen jede Rolle als Frau, aber wenn diese Frau der Dichter in unzarte Positionen bringt, wo Zweideutigkeiten sich jagen, gleichsam das Ohr belagert halten, und zwar auf eine so unzweideutige Art, daß das Publikum in fortwährender Lachbewegung erhalten wird, — so muß nothwendig die Verlegenheit des jungen, erst sechzehn Sommer zählenden Mädchens steigen, je mehr sie unwillkürlich durch das sie umgebende Spiel der mitagirenden Personen fortgerissen wird. Diese Verlegenheit drückte sich denn auch sichtbar im Spiel der Mlle. Bauer aus, allein ihr Spiel selbst litt dabei nicht allein gar nicht, sondern das Interesse an ihrer Individualität wurde dadurch nur erhöht. Denn diese Verlegenheit war nicht Mangel an Zuversicht, an Sicherheit ihres Spiels; sie traf daher nicht die Kunst, sondern die jungfräuliche Scham des zarten holden

Mädchens, welches sich mitten in ein ihr fremdes Element von Zweideutigkeiten versetzt sieht, denen sie nicht zu entgehen weiß. Diese Verlegenheit erhöhte daher auch ihren Liebreiz, so wie sie unter den gegebenen Verhältnissen gewissermaßen eine nothwendige Zugabe zu ihrem Spiel war und nicht hätte vermisst werden dürfen, ohne daß ihr jungfräuliches Zartgefühl dadurch gelitten haben würde. Unter diesem Gesichtspunkt gewann das Interesse der ganzen Darstellung. Der Widerstreit zwischen dem Spiel und der innern Empfindung, der äußern Darstellung und dem innern Seelenzustand vermochte sich nicht zu verbergen.

Diese Vorstellung ist die letzte meines hiesigen Aufenthalts. Die erste, in der ich Mlle. Bauer sah, war Gabriele im »Nachtlager von Granada«. Wenn das schöne junge Mädchen, klagend über den Verlust ihrer geliebten Taube, in unnachahmlicher Grazie und doch so anspruchslos auf der Scene erscheint — wenn dann der verirrte Prinz-Regent auftritt, so findet das Publikum es so natürlich, daß dessen Erstaunen, ein so holdes Mädchen in jener Wildniß zu finden, schnell in sanfte Gefühle der Liebe übergeht. — Diese Rolle schien mir besonders zart von der jungen Künstlerin gehalten. — Ich vermochte mir keine Gelegenheit zu verschaffen, die persönliche Bekanntschaft der Mlle. Bauer zu machen, denn der Zutritt ist schwer; allein ich hielt es für meine Pflicht, die Aufmerksamkeit auf diese emporstrebende Künstlerin zu lenken, welche ein freundliches Entgegenkommen verdient.«

Welch einen Lärm machte diese freundliche Recension in einem so geachteten und einflussreichen Blatte, wie das Kotta'sche Morgenblatt, in unserem kleinstädtischen Karlsruhe, besonders unter den Kolleginnen! Und wie neugierig war ich, zu wissen, wer dieser wohlwollende Kritikus sei! Erst als ich Karlsruhe schon verlassen hatte, erfuhr ich durch Zufall: daß der berühmte Württembergische Reitergeneral, militärische Schriftsteller und Gesandte Graf Friedrich Wilhelm von Bismarck der Verfasser.

Lächeln muß ich aber heute, da ich im Morgenblatt weiter blättere und einige Wochen später im getreuesten Adjutantenstil eine lange Korrespondenz über das Karlsruher Theater finde, die über Karl und Eduard Mayer, Demmer, Mlle. Maas, Hartenstein und — last, not least — Mad. Neumann sehr viel Liebes zu sagen weiß, für die — Mlle. Karoline Bauer aber gar nicht existirt. — Ihr alten lustigen, listigen — und doch nur zu oft schmerzlich stachlichen Theater-Intriguen, wie weit — weit liegt ihr glücklich hinter mir! —

Auch die Musik wurde nicht vernachlässigt. Außer in einigen kleinen Singspielen sang ich in der Oper »Jenka« die Rolle der Gespielin, deren Taufname mir im Wirbel der Jahre entfallen ist. Mein Stolz und mein Entzücken war aber die lustige Papagena in der »Zauberflöte«, während der Komiker Brod den Pa — pa — pageno sang.

In zwei Museums-Konzerten spielte ich eine Sonate von Beethoven und sang mit einem jungen Hannoveraner, Architekt Ebeling, italienische Duette.

Und mein erster Museumsball! Wie hüpfte mein tanzfröhliches Herz ihm entgegen — unter thränenschweren Sorgen! Ich hatte für diese wichtigste Haupt- und Staatsaktion meines jungen Lebens kein würdiges Ballkleid. Und die gute Mutter hatte durch meine erste Bühnenausrüstung so große Kosten gehabt, daß ich sie jetzt noch unmöglich um ein sehr kostspieliges Ballkleid bitten durfte. Doch ich kannte eine liebe gütige Fee, die mir schon so manche Freude gemacht hatte . . . Rosenroth, mit blauen Augen, goldnen Locken, Lilienhänden . . .

Ach nein, so sah meine Fee nicht aus. Eher, wie die bösen Hexen in meinem Märchenbuch beschrieben waren. Aber ihr Herz war würdig der schönsten rosenrothen Fee.

Acht Jahre mochte ich zählen, als die kranke Mutter mich zum ersten Mal in die Leihbibliothek des Buchhändlers Marx sandte. Zwei Bücher unter dem Arm, wollte ich durch den langen düstern Hausflur wieder auf die Straße hüpfen, als

plötzlich eine kleine alte Frau, gekrümmt und auf einen Krückstock gestützt, vor mir stand. Ein fremdartiges gelbes Gewand umhüllte die zitternden Glieder, um den dünnen Hals schlang sich ein schäbiger Fuchsschwanz. Tausend Runzeln durchfurchten das lederbraune Gesicht, über den Mund hing eine lange krumme Nase well nieder und über die Unterlippe ein großer gelber wackliger Zahn, dessen Beweglichkeit mein ängstliches Auge bannte. Schwarzes Haar umzitterte wirr den kleinen Kopf. Funkelnde schwarze Vogelaugen bohrten sich förmlich in die meinen hinein und eine unsichere kreischende Stimme fuhr mich an:

»Ei! ei! ein so junges Töchterle holt sich scho heimlich Gift — Büchergift aus de Leihbibliothek? Was hat se denn da — den Rinaldo Rinaldini und den Baierschen Hiesel? Oder gar noch schlimmeres Gift für's junge Menschenherz?«

»Für die franke Mutter »Rosaliens Vermächtniß« und für mich »Gumal und Lina« — brachte ich schüchtern, unter Thränen hervor, meine Bücher nur noch fester unter den Arm pressend.

Aber mit einem schnellen Griff hatte die garstige Alte mir die Bücher entzissen und war damit ans Licht der Hausthür gehumpelt. Sie zog eine große Messingbrille aus der Tasche und blätterte die Titelblätter auf.

»Guete! guete! Freut mich, daß das Töchterle nich hat geloge. Kei Gift! kei Gift! Guete Bücher! Aber's Töchterle steht ja so verschüchtert da, wie's Kischele vor de falsche Katz! Und gar Tröpfele in de Neugle? 's schön's Töchterle hat sich verschreckt vor de alte garstige Jüdin! Verdent's dem Töchterle nich. De alte Fratel war auch mal jung und schmuck. Ischt aber lange her — lange her. Wer isch aber de Frau Mutter, de frank isch? — Ah! de Bauer, de junge schöne Rittmeistersfrau, de so brav un so guete isch. Hab viel Lieb's von ihr gehört, wie se so treu de arme Waisenkinderle erzoge, — un auch Schön's von's fleißige Töchterle. Morge wird komme de Fratel, de alte Tröblerjüdin zu de Frau Mutter un anbiete ihre Dienste,

wenn's eppes gibt zu handeln — handeln. Bei brave Leut kauft de Fratel alte Sache vor theures Geld un verkauft Neues billig un leiht Geld vor niedrige Percente — aber bei de Böse, de verachte 'n armes ehrlich Judenweib, da holt se's ein doppelt — zehndoppelt un hat obenein ihr Freud' dran. Un dem saubere Töchterle bringt de Fratel mit eppes Süßes zum Knuspere vom Lauberhüttnefest — Töchterle soll knuspere — knuspere un ein Bissel liebgewinne de arme alte verachtete Trödlerjüdin . . .“

Und am andern Tage kam die Fratel angehumpelt, sauber aufgeputzt, und bot der Mutter einfach und herzlich ihre Dienste an — in allen Nöthen des Lebens — und mir brachte sie köstliche Räscherien und süßen Rosinenwein vom jüdischen Lauberhüttenfest mit . . . Und — in Rührung und Dankbarkeit schreibe ich es nieder — die alte Fratel wurde uns die treueste Freundin — die diskreteste Helferin . . . in allen Nöthen des Lebens. Hatte die Mutter für uns Kinder eine plöbliche größere Ausgabe zu machen, wie die Equipirung meines Bruders zum Offizier mit zwei Pferden und mein Preziosa-Kostüm, so schaffte die Fratel Rath. Sie nahm nie mehr als 2 Prozent und wußte durch ihre Verbindungen überdies die Einkäufe zu den niedrigsten Preisen zu vermitteln. Und das »Vinele« schloß sie immer inniger in ihr gutes altes vereinsamtes Herz — und ich vergaß bald ihre häßliche Hülle und liebte den edlen Kern in ihr mit kindlicher Zärtlichkeit.

Die Fratel war die Schwester des Buchhändlers Marx. In dessen Hinterhause hatte sie ihr bescheidenes Stübchen und ihren wunderlichen Trödelkram. Der war mein Entzücken und manche glückliche Stunde habe ich bei der alten Trödlerin gespielt und geschwätzt, gesungen und gelacht und in den herrlichen alten Scharfeten gekramt und mich mit den verschollenen seidnen und sammtnen Gewändern, gestickten Hoffleidern, Hüten und Hauben und glitzernden altmodischen Geschmeiden aufgeputzt. Da war die kleine Komödiantin ganz in ihrem

Element. Und daneben die kostbaren alten französischen Stuhuhren mit den porzellanenen oder vergoldeten Püppchen, die seltsam geschweiften geschliffenen Glaspokale, geschnitzte Elfenbeinsäckelchen, gemalte Dosen und hundertjähriges Porzellan. Eingelegte Schränkchen mit unzähligen Schiebladen und Thürchen und geheimen Fächern, lackirte chinesische Ofenschirme mit niedergehenden Vögeln und Menschen, vergilbte Spitzen und verblühtene Stickereien, von Händen, die schon lange, lange Staub waren . . . Wie herrlich war das Alles für frohe neugierige Kinderaugen und Kinderhändchen und eine rege schaffende Kinderphantasie!

Die Fratel saß dann in einem niedrigen blausammetenen Lehnstuhl dabei, überragt von einer erblindeten goldenen Grafenkrone an der geschnitzten Lehne, freute sich an meiner Freude und pflanzte auch manch ernstes Weisheitswort in mein Herz.

Als ich dann aus der schweizer Pension zurückgekehrt war, sollte ich das gute Herz der alten Jüdin, die im Geldfortgeben doch immerhin sehr vorsichtig war, auf eine harte Probe stellen.

Bei Aloys Schneider hatte ich ein junges Mädchen kennen gelernt, das sich auch für die Bühne ausbilden wollte und meinen Unterricht bei dem Professor theilte. So studirte er uns den »Schutzgeist« ein. Die Scene mit dem Schwert — das von des Professors spanischem Rohr dargestellt wurde — machte uns Dreien sehr viel Noth. Wir beiden Schutzgeister hielten den Spazierstock immer zu steil nach oben. Die Kollegin, Mlle. Gutsch, betrat auch richtig vor mir die Karlsruher Bühne als »Schutzgeist«. Sie machte wenig Glück. Die Karlsruher fanden, daß ihr Hals als Schutzgeist um die Hälfte zu lang und zu dünn sei.

Diese bitterarme Kollegin klagte mir einst unter Thränen, daß sie fünf sauer verdiente Napoleons verloren habe und sich so nicht vor ihrem heftigen Vater blicken lassen dürfe. Ich hatte auch kein Geld und die Mutter diese Summe nicht übrig. So

schleppte ich die Weinende denn zu meiner alten Jüdin und bestürmte diese, der armen Kollegin das Geld zu geben und mich als Schuldnerin dafür in ihr Buch einzuschreiben. Mlle. Gutsch bekam eine lange Strafpredigt über ihre Unvorsichtigkeit zu hören — aber auch das Geld. Ich mußte einen förmlichen Schuldschein ausstellen und mich verpflichten: die Summe mit 2 Prozent zu verzinsen und monatlich 5 Gulden zurückzuzahlen, sobald ich meine erste Gage eingenommen habe — »damit das Töchterle in Geldsache Vorsicht und Pünktlichkeit lerne.«

Das also war meine liebe gütige Fee, der ich meinen Kummer über das fehlende Ballkleid anvertraute — und meine Sehnsucht nach dem ersten erwachsenen Ball, zu dem Bruder Karl mir ein ganzes Regiment der flinksten Dragoner-Lieutenants zu Tänzern stellen wollte. Und die Fratel lächelte freundlich und streichelte mir die glühenden thränennassen Wangen und sagte gütig: »Nicht weine! Spar's Töchterle die Augenle und kostbare Thränentröpfle auf für schwerer Leid. Das bleibt nimme aus für's arme Menschenherz. Auch die Fratel hat's kenne g'lernt, als ihre liebe kleine Kinderle starbe: das Jakobche und Samuelche und Rebecche und Rahelche — liebliche Blümche — und zuletzt auch ihr alter Jsaak! Geh's Töchterle nur getroßt nach Haus, die Fratel werd wisse zu schaffe Rath — hat schon g'hört ein Mäusle pfeife von ein'm wunderschöne Ballkleid . . . «

Und richtig, schon nach einigen Tagen kam die Fratel strahlend angehumpelt mit einem Karton — und als sie den Deckel hob . . . da stand ich erst ganz stumm vor Erstaunen und Entzücken. So etwas Wunderschönes von Ballkleid hatte ich nicht einmal zu träumen gewagt. Rosa Gaze Iris mit Silberstreifen und garnirt mit echten Pariser Blumen, rosa Hyazinthen und weißen Rosen! Und diese Pracht sollte mir gehören und ich drin auf dem Museumsball tanzen — da jubelte ich laut auf und tanzte mit dem Karton und mit der Mutter und zuletzt gar mit der alten Fratel selig durch die Stube . . .

bis die Mutter etwas kleinlaut nach dem Preise dieses Prachtstücks fragte.

Die Fratel erzählte nun eine lange wunderbare Geschichte von einer furchtbar reichen fremden Gräfin, die in der »Post« logirt und sich das Kleid für einen Hofball aus Paris verschrieben, Trauer bekommen und bei der plötzlichen Abreise ihr das Kleid sehr wohlfeil verkauft habe — und für denselben Preis solle das Goldtöchterle es wieder haben . . . Dabei nannte sie einen wahren Spottpreis. Die Mutter schüttelte dazu den Kopf und wollte durchaus den wahren Preis wissen oder das Kleid nicht behalten. Die Fratel aber wurde böse und brummte: »Werd' de Frau Rittmeisterin doch de alte Trödlerjüdin nich erst rechne lehre? Das Kleid bleibt hier und kei Kreuzer kost's mehr, als ich g'sagt hab' und das Töchterle soll sei Freud habe — oder de Fratel zieht's Kleid selber an, zum G'spött von de Straßensjunge — so wahr mer der Gott Isaaks und Jakobs helfe!«

Dabei humpelte die Fratel aus der Stube und ließ den Karton stehn — und ich ging auf den Museumsball. Wie wurde mein Kleid angestaunt und — beneidet! Und wie glücklich war ich! Die Fratel war gegen Abend gekommen, mich in meinem Glanz und in meinem Glück zu sehn. Auch sie strahlte und sagte ein Mal über das andere: »Das isch mei Ballfreud!«

Und doch — wenn ich heute darauf zurückblicke — wie frostig war solch Karlsruher Museumsball! Wie dürr überhaupt das ganze damalige gesellige Leben in der badischen Residenz! Der Adel sonderte sich streng ab und nur auf den Museumsbällen tanzte er wenigstens im gleichen Saale mit dem höheren Bürgerstande. Aber auch auf diesen Bällen gab es eine adelige und bürgerliche Française. Ich sehe noch die piquirten Blicke einiger hochadeligen Fräuleins, als ein junger Gleichgeborener — wahrscheinlich ein verkappter Republikaner — es wagte, mich bei meinem ersten Erscheinen als Hoffschau-

spielerin auf dem Museumsballe in die adelige Françoise am oberen Ende des Saales einzuschmuggeln. Mich amüsirten diese frostigen Blicke nicht wenig — ich rächte mich durch das Aufbieten meiner ganzen Tanzkunst und die unbefangenste, heiterste Konversation mit meinem kühnen Tänzer . . . und bald war in die so schön geschlossene hochadelige Phalanx für immer eine Bresche getanzt — durch eine Schauspielerin.

Erst in Berlin begriff ich, daß Geist und Gemüth erfrischende Geselligkeit, herzliches Entgegenkommen, liebenswürdige Gastfreundschaft in Karlsruhe um's Jahr 1823 gar nicht existirten.

Der Wunsch, einer größeren Bühne anzugehören, bei der ich mehr beschäftigt werden konnte, wurde immer sehnlicher in mir. Die erst 23 jährige Amalie Neumann durfte sich noch Jahre lang im Fach erster jugendlicher Rollen behaupten — und da wöchentlich nur dreimal gespielt wurde, konnte sie mir beim besten Willen ohne Opfer keine bedeutenden Rollen überlassen.

Und dieser Wunsch, zu wandern, sollte früher erfüllt werden, als ich selbst zu hoffen gewagt hatte.

In der Probe zu Kogebue's »Wirrwarr« sah ich neben dem Regisseur Mittel einen ältlichen Herrn mit wohlwollendem Gesicht und feinen Manieren. Ich hörte, es sei Heinrich Bethmann, der liebenswürdige Schauspieler und Gatte der so früh verstorbenen berühmten Friederike Unzelmann-Bethmann. Zum Direktor des in Berlin von reichen Aktionären neu gegründeten »Königstädter Theaters« gewählt, machte er jetzt im Winter eine große Rundreise, um von den deutschen Bühnen für das neue Unternehmen die besten Kräfte zu gewinnen. Auf dieser

Tour hatte er sich bereits den Namen »Büchsen-Pirat« erworben, den er mit großem Stolz trug.

»O, wenn er doch auch mich wegkapern wollte!« dachte ich sehnlich — und war während der ganzen Probe zerstreut . . . Und als ich nach Hause kam, saß der Pirat traulich neben der Mutter auf dem Sopha und — bot mir mit dem Zauber seiner berücktigten Beredsamkeit ein sehr verlockendes Engagement an als — Erste Liebhaberin, mit 800 Thalern Gage . . . »Den 4. August wird unsere Bühne eröffnet, aber schon Ende Mai beginnt das Einstudiren. Sie können bei uns nach Herzenslust mit den bewährtesten Künstlern spielen — und sich an den Vorbildern erhabenster Kunst auf der königlichen Bühne weiterbilden. Die guten Berliner werden Ihnen und der Frau Mutter schon gefallen . . .« Wie berauschend klang dies Alles aus Bethmanns Munde! Freudestrahelnd unterzeichnete ich einen vorläufigen Kontrakt . . . unter der Bedingung, wenn ich meines Karlsruher Engagements entbunden würde. Zu diesem Zweck baten die Mutter und ich beim Großherzog Ludwig um Audienz, die uns auch sogleich bewilligt wurde.

Ueber diese Audienz, so wie über ein kleines Gastspiel in Mannheim, dem ich in meinen »Komödiantenfahrten« ein Kapitel widmete, und über manches Andere berichtet besser ein alter Brief der liebevollsten Mutter:

. . . »Der Großherzog nahm uns sehr gütig auf, wollte aber von einer förmlichen Aufhebung des Kontrakts nichts wissen — schon Lina's wegen, damit sie, wenn unsere Erwartungen in Berlin getäuscht würden, sogleich in ihr altes Karlsruher Engagement zurückkehren könne, das er dann gern verbessern wolle, soweit die Theaterkasse es erlaube. Doch bewilligte er Lina einen achtmonatlichen Urlaub, um sich in Berlin in einem ersten Rollenfach und in dem Studium berühmter Vorbilder künstlerisch vervollkommen zu können. Er sei überzeugt, daß Lina auch in dem gefährlichen Berlin ein Muster der Tugend bleiben werde. Kehre sie später nach

Karlsruhe zurück, so solle ihr ferneres Glück seine Sorge sein! — Du kannst denken, liebe Schwester, wie froh wir waren. Nun war noch die Frage, ob die Berliner mit acht Monaten Urlaub zufrieden seien. Lina schrieb also an Direktor Bethmann und die Herren nahmen es an, in der Hoffnung Lina später doch noch für längere Zeit zu gewinnen. Ihr Urlaub beginnt hier am 1. Juni, die Gage in Berlin am 15. Mai. Und welche Verbesserung von 600 fl. auf 800 Thlr.! Da die Neumann jetzt auf einer dreimonatlichen Gastreise ist und Lina ihre Rollen spielen muß, werden wir kaum vor Ende Mai abreisen können. Wir hoffen Dich dann in Kassel oder Marburg zu umarmen. Wir dürfen uns aber nur wenige Stunden dort aufhalten; wir müssen die ungeheure Reise bis Berlin in acht Tagen machen, weil Lina zu den Proben erwartet wird. Du wirst Dich wundern, Lina wieder zu sehen. Sie ist jetzt größer als ich und hat, wie man hier allgemein behauptet, eine sehr schöne Figur: die breiten Schultern von ihrem guten Vater und dabei eine schlanke, geschmeidige Taille. Sonst wirst Du dieselbe Lina finden, wie sie vor zwei Jahren bei Dir in Siegenhain war: gut, froh, natürlich, unermüdet fleißig, der Liebling von Alt und Jung. Unser Adel achtet sie, unsere ganze Bürgerschaft ist ihr von Herzen zugethan. Nichts Gezwungenes und Eitles ist an ihr. Rein ist ihr Herz und soll es bleiben. Sie fühlt sich sehr glücklich in ihrem Beruf und tauscht mit der reichsten, glänzendsten Gräfin nicht. Sie will auch nie heirathen, um immer bei mir bleiben zu können, als selbstständige, geachtete Künstlerin. Und welche Freunde und Gönner sie sich schon erworben hat! Denke Dir, diese Weihnachten erhielt Lina durch die fahrende Post ein Kistchen mit einem goldenen Kamm nebst Collier und Ohrringen mit den schönsten Amadis-Steinen im Werth von 25 Karolin und einem französischen Zettel, den ich Dir beilege. Von wem das Geschenk ist, wissen wir nicht. Einige rathen: von der Großherzogin Stephanie aus Mannheim, andere: von unserer Mark-

gräfin Friedrich. Genug, es bleibt ein Geheimniß. \*) — Gestern kommt wieder mit der fahrenden Post ein Kistchen aus Paris an Lina's Adresse, mit einer Menge der schönsten Atlasschuhe und Glacées. Hier aber glauben wir, daß der Spender mein Neveu, Baron Christian Stockmar, ist, weil er immer in Coburg zu Lina sagte: »Stets neue Handschuhe und Schuhe, wenn Du auftrittst, Cousinchen!« — und Lina lachend antwortete: »Ja, wenn die Gage so weit reicht!« — Lina soll in Berlin noch bei den besten Lehrern in Wissenschaft und Kunst Stunden erhalten, besonders in Musik, weil sie zum Klavierspiel und Gesang große Lust und ein ungewöhnliches Talent hat. Sie hat hier schon in zwei Museumskonzerten unter großem Beifall öffentlich gespielt und gesungen. — Im Januar waren wir in Mannheim, wo Lina drei Gastrollen gab und besonders als Preziosa außerordentlich gefiel. Die Großherzogin Stephanie hat versichert, daß sie sich nicht erinnern könne, je von einem Spiel so angesprochen zu sein. Sie gibt aber auch die Rolle sehr schön und hat hier als Preziosa allgemein weit mehr gefallen, als die berühmte und sehr schöne Madame Neumann. Ueber Lina's Preziosa ist ein ganz eigener Zauber von mädchenhafter Anmuth und jungfräulicher Unschuld ausgegossen, den ein feineres Gefühl in dieser Rolle bei Frauen vermissen muß. Und doch, mit welcher Angst habe ich grade Lina's Debüt als Preziosa entgegen gesehen, da diese Rolle als eine der schwierigsten gilt, selbst für Schauspielerinnen, die schon Jahre lang auf der Bühne stehn. Die berühmte Stich, für welche die Preziosa geschrieben ist, glänzt darin und unsere Neumann reißt darauf. So hieß es hier auch allgemein, Lina könne nach der Neumann nicht in dieser Rolle gefallen, sie sei zu schwer für eine Anfängerin. Selbst die Schauspieler, die Lina's Margarethe doch so aufrichtig bewunderten, schüttelten

\*) Auch später habe ich nie erfahren, von wem dies Geschenk kam.

ungläubig die Köpfe und ich bat Lina um Alles in der Welt, mit der Preziosa noch einige Monate zu warten. Allein Lina sagte sehr bestimmt: Mutter, ich muß die Preziosa jetzt um jeden Preis spielen und sollte ich dabei auf der Bühne sterben. Ich habe einmal um die Rolle als Debüt gebeten und ich müßte mich mein Leben lang schämen, wenn ich mir aus Eitelkeit und Hochmuth mehr zugetraut hätte, als ich leisten kann. Und wie würde ich verlacht und verspottet werden, wenn ich jetzt die Flinte in's Korn würfe, ehe die Bataille nur begonnen hat — ich als Tochter eines tapferen Soldaten! Muth, Mütterchen, sei auch Du eine tapfere Soldatenfrau. Ich habe das sichere Gefühl in mir: der liebe Gott wird mir beistehn und siegen helfen, wie er ja bisher uns so wunderbar geholfen hat! — Und ich konnte ihr nicht länger widerstreben. Aber nie werde ich die Angst vergessen, mit der ich abends in die Loge trat und das Theater zum Erdrücken voll und in größter Bewegung fand. Theilnahme, Neugierde, Schadenfreude hatte das Haus so überfüllt. Einer Ohnmacht nahe, saß ich da. Mein Herz schlug so weh und laut, daß ich dachte, die Nachbarn müßten es hören. Ich konnte die Angst nicht los werden: Lina macht Fiasco und man wird sie als eitel und hochmüthig verschreien — sie, die Bescheidenheit selbst! Und es ging Alles, Alles wunderbar gut. Lina spielte mit einer Begeisterung und Lieblichkeit, daß ich Gott aus vollem Herzen dankte, sie nicht gezwungen zu haben, die Rolle aufzugeben. Nun kannst Du Dir denken, liebe Schwester, wie diese Preziosa in Mannheim von den heißblütigen Heidelberger Studenten gefeiert wurde, die jeden Abend zu Hunderten anwesend waren. Ich dachte oft, das Haus müsse zusammenbrechen unter ihrem brausenden Jubel. Aber lachen mußte ich, als ich zwischendurch im Parterre eine junge wichtige Stimme hörte: »Du, mei Vater hat ihr Stunde gegee und ich hab' mit ihr getanzt — getanzt! Sie tanzt göttlich — da kann mer der ganze Heidelberger »Flor« gestohle werde!« — Das war der Sohn von unserem guten

Professor Aloys Schreiber, der sich zu Lina's Erfolgen wie ein Kind freut. — Wenn Heinrich das erlebt hätte! er, der bei Lina's Geburt noch so fröhlich mit den Heidelberger Studenten kommerzierte und es durch seinen Frohsinn und seine kordiale Liebenswürdigkeit dahin gebracht hatte, daß die Studenten und Offiziere, die sich seit Jahrhunderten schroff entgegenstanden, kameradschaftlich mit einander verkehrten. Dafür zeugt Heinrichs Stammbuch mit den vielen Studentennamen und Sprüchen . . .“

Als dann der Frühling herankam und mit ihm der Tag immer näher rückte, an dem wir das schöne Vaterland und das stille freundliche Karlsruhe verlassen und mit dem fernen großen und so erschrecklich klugen Berlin vertauschen sollten — da wurde mir doch oft recht bange um's Herz vor der neuen unbekanntem Welt!

Wie wenig die gute Mutter und ihr unerfahrenes Töchterchen für diese kluge Welt und dies kritische Berlin gerüstet waren, wird mir heute erst recht klar, wenn ich an eine alte lustige kleine Häschen-Geschichte denke, die damals mein Herz so stürmisch bewegte und noch heut in mein Lächeln ein wehmüthig Thränlein mischt.

Die theilnahmvolle Liebe zu allem Gethier hatte ich von der Mutter geerbt. Schon als kleines Mädchen schleppte ich nackte Bögelnchen, die aus dem Neste gefallen oder von bösen Buben herabgestoßen waren und nun gequält werden sollten, nach Hause und päppelte sie mit der Federpose und in Milch aufgeweichter Semmel groß — oder ich kam mit herrenlosen, halbverhungerten Hunden und blinden Käzchen, die ersäuft werden sollten, angerannt — und nie jagte die Mutter meine Pfleglinge hilflos fort.

Ich war grade bei Geheimrath Käsbergs, als der Jäger ein winziges Märzhäschen mit einem verkrüppelten Vorderpfötchen in der Jagdtasche mit nach Hause brachte. Das sollte nun noch ein wenig gefüttert und dann — geschlachtet werden.

Ich bat aber so innig für das unschuldige Leben, daß der achtzigjährige Geheimrath mir das Thierchen schenkte. Jubelnd kam ich mit meinem Häschen nach Hause. Dem Komiker Wurm in den »beiden Grenadieren« zu Ehren erhielt es den Namen »Peter«. Der wurde in einem großen lustigen Garderobenkorbe mit einem Lager von duftigem Heu und einer Fülle des delikatesten Grünkohls à discretion einquartiert. Nachts und auch bei Tage, wenn ich zu Hause war, durfte Peter frei in der Stube herumhüpfen. Mit meinem Hündchen Visinka schloß Peter schnell Freundschaft, — d. h. sie standen auf dem freundschaftlichen Kriegsfuße: wo man sich nichts zu Leide thut, weil man sich gegenseitig gleich sehr fürchtet. Bald war Peter so zahm, daß er gern in meinem ausgeschnittenen Blousenleibchen saß und mir aus dem Munde fraß. Trafen uns so in der Visitenstunde Verehrer der Kunst, so bekam ich wohl manchen erstaunten Blick oder gar ein spöttisches Zucken des Schnurrbarts zu sehen — aber wehe dem Frevler, der Peters Tugenden anzuzweifeln wagte!

Es war ein wunderschöner Apriltag. Die Sonne schien so hell und warm, Bäume und Wiesen grüntem, die ersten Veilchensträuße dufteten auf dem Fensterbrett — Alles lockte zu einem Spaziergange.

»Mütterchen!« — sagte ich während der Promenaden-Toilette — »wir sollten auch dem armen Peter das Vergnügen machen, ein Wenig im Grünen spazieren zu gehn. Er ist so wohlgezogen und lammfromm, daß er sicher neben Visinka artig einherhüpfen wird!«

Die gutmüthige Mutter hatte nichts dagegen und — mein Häschen auf dem Arm — schritt ich bald an ihrer Seite vergnügt der Baiertheimer Allee zu. Die ganze schöne Welt Karlsruhe's wogte auf dieser Lieblingspromenade auf und ab — und mein Peter machte Aufsehn. Ich war nicht wenig stolz auf das liebe Kärrchen, das so viel angelächelt wurde. Nun aber sollte Peter auch seine Wohlerzogenheit zeigen. Ich

setzte ihn also neben Lisinka auf die Erde und freute mich seines graziösen Hüpfens durch das Gras . . . Aber plötzlich ward in dem Liebling die ganze freiheitslustige Hasennatur rege und hupp! — hupp! — hupp! ergreift er das Hasenpanier . . . Wie er die Läufe schmeißt und die Löffel in den Nacken legt! . . . »Peterchen, liebstes Peterchen!« — Umsonst, der Undankbare hört nicht. — »Mutter, hilf mir mein Häschen fangen!« — Und schon fliege ich dem Peter nach, daß mein weißtaffenes Frühjahrsmäntelchen wie ein Segel hinter mir herflattert und der große runde italienische Strohhut auf- und niederklappt . . . Richtig, die Mutter und Lisinka hinter uns her . . . Die Promenierenden bleiben stehn und schauen diesem Rennen verwundert nach. Peter gewinnt einen immer größeren Vorsprung . . . Das Herz klopft mir so laut und meine Wangen glühen . . . Gott sei Dank, da stehen zwei leichtfüßige Lieutenants, Kameraden von Bruder Karl und meine flottesten Tänzer . . . »Ach, helfen Sie mir mein Häschen fangen — ich kann nicht mehr laufen — ich werde Ihnen ewig dankbar sein!« . . . Die Ungeheuer! Sie zucken mit verlegenem Lächeln die Achseln und drehen die Schnurrbärte und flüstern: »Aber, mein Fräulein, — großherzogliche Offiziere in voller Uniform — mit dem Degen an der Seite — auf öffentlicher Promenade hinter einem Hasen herrennend . . . unmöglich! auf Ehre!« — »So tanze ich nie wieder mit Ihnen — nie wieder!« — Und mit strömenden Thränen renne ich weiter . . . Endlich ein gefühlvolles Herz! Architekt Ebeling kommt uns entgegen — sieht den wohlbekannten Peter, meine Athemlosigkeit und flehende Geste — verrennt dem Deserteur geschickt den Weg, packt ihn an den Ohren und legt den zappelnden Peter an mein laut klopfendes Herz. Das stammelt in dankbarer Rührung, mit tiefen Athempausen: »Diese edle That — werde ich Ihnen nie vergessen. — Auf dem nächsten Museumsball — tanze ich mit Ihnen den ersten Walzer — und den ganzen Cotillon und — wenn Sie wollen — auch noch die Regelquadrille — und im

musikalischen Kränzchen — singe ich mit Ihnen — Ihr Lieb-  
ligsduett aus Blums Nachtwandlerin:

Luft und Schmerz der ersten Liebe —  
Erinnerung, Erinnerung,  
Du bleibst mir werth!

Sie sind ein edler Mann — ich achte keinen Lieutenant mehr! —  
— Diesen braven Architekten, der für mich sogar ein  
wenig Lächerlichkeit nicht scheute, fand ich nach Jahren während  
eines Gastspiels in Hannover glücklich verheirathet. Wir  
lachten herzlich über jene Hasenjagd und sangen mit einander  
unsere alten Karlsruher Duette. Nach meiner Abschiedsrolle  
brachte Ebeling mir mit der ganzen Liedertafel ein solennes  
Ständchen. —

Den Peter wollte ich wirklich mit nach Berlin nehmen.  
Aber Bruder Karl war so verständig, sein Veto einzulegen:  
denn was würden die lach- und spottlustigen Berliner sagen,  
wenn ihre neue erste Liebhaberin mit einem Hasen auf dem  
Arm aus dem Wagen stiege! — Ja, wenn mir jene Hasenjagd  
im Berliner Thiergarten passirt wäre! Mir schaudert jetzt noch  
vor den Folgen. Der Peter hätte nothwendig mein ganzes  
Leben in andere — schwerlich freundlichere Bahnen jagen  
müssen.

Es machte mir nicht wenig Mühe, den Peter in Karls-  
ruhe gut unterzubringen. Ich stellte für das geliebte Thierchen  
ziemlich hohe Bedingungen: Großer, ummauerter Garten mit  
Weiß- und Grünkohl und unbefränkter Spazier- und Freß-  
freiheit. — Liebevollste Behandlung. — Kein großer Hund in  
Sicht. — Im Winter warme Stube oder Kuhstall. — Ewiges  
Leben!!!

Endlich versprachen Frau von Fahrenberg und ihre drei  
Töchter vierfache Mutterstelle bei Peter zu vertreten und meine  
Bedingungen heilig zu halten. Unter vielen Thränen trennte  
ich mich von dem Herzblättchen. . . . Als ich über's Jahr zum  
Besuch nach Karlsruhe zurückkehrte, fand ich den armen

Peter — — gebraten und mit Apfelsmus und Preiselbeeren  
verspeist. O Menschheit!

Der Abschied von dem schönen Vaterlande, dem trau-  
lichen Karlsruhe, den werthen Kollegen und so vielen guten  
herzigen Menschen und theuren Erinnerungen wurde mir doch  
recht bitter schwer. Auch nach Bruchsal fuhren wir, Abschied  
zu nehmen von unsern Gräbern, den Plätzen der frohen Kinder-  
spiele, von Schwester Kapuzinerin und Base Gretel und allen  
andern Freunden . . .

Die Frau Markgräfin empfing mich mit alter mütter-  
licher Güte und gab mir manch mildes Weisheitswort mit auf  
meinen neuen gefährvollen Lebensweg.

Auch im schwedischen Palais durfte ich mich verabschieden.  
Schon nach meinem ersten Versuch als Margarethe und meinem  
glücklichen Debüt als Preziosa hatte die Königin mich rufen  
lassen, um mir mit den Prinzessinnen ihren Glückwunsch aus-  
zusprechen. Bei jeder neuen Rolle von mir waren sie im  
Theater und oft nickten sie mir während des Spiels aus ihrer  
Loge freundlich zu.

Beide Prinzessinnen waren lieblich erblüht. Amalie,  
zart, blaß, blondgelockt, mit tiefblauen, wehmüthigen Augen,  
war eine ätherische Erscheinung. Cäcilie dagegen glühte wie  
eine frische Rose; lange, braune Locken umflossen glänzend das  
edelschöne Gesicht, und ihre wundervollen Augen leuchteten bald  
auf wie die eines fröhlichen Kindes, bald blickten sie sinnend  
mild, wie bei Murillo's Madonnen. Und Beide waren stets  
gut und lieb zu der Schauspielerin, wie einst zu ihrem kind-  
lichen Tänzer, und jetzt beim Abschiede sichtbar betrübt.

»Wann werden wir Sie wiedersehen?« — fragte Amalie.

»Sobald ich den Namen Künstlerin verdiene!«

»Und wenn Eine von uns einst selber eine Hofbühne  
haben sollte und Sie ruft?« — sagte Cäcilie.

»So fliege ich mit tausend Freuden herbei!« — war meine  
thränenerstickte Antwort.

Die Königin von Schweden sollte ich nicht wiedersehen. Sie schloß bald darauf die schönen Augen, die so viel geweint haben, wie wohl keine anderen Augen, über denen einst eine Königskrone strahlte. Aber nach vierzehn Jahren, als ich in Bremen gastirte, ließ Cäcilie, Großherzogin von Oldenburg, die »Künstlerin« zu einem Gastspiel nach Oldenburg einladen — und ich flog fröhlich zu der gütigsten Fürstin.

Aus dem Königs-Palais ging's in die Trödel-Stube der armen alten Jüdin. Das war der schmerzlichste Abschied. Die Fratel wollte mich gar nicht aus den zitternden Armen lassen. Sie schluchzte: »Mit dem Töchterle geht meine letzte Lebensfreud dahin!«

Als ich sie trösten wollte: »Uebers Jahr kehre ich zurück!« — schüttelte sie wehmüthig den Kopf: »Ueber's Jahr ist die alte Fratel begraben — und wir armen Juden haben nicht mal einen freundlichen Grabhügel, der dem Töchterle erzählt: Hier ruht das Herz, das Dich so zärtlich geliebt hat!« —

Und als ich im Herbst die Blätter der Berliner Linden fallen sah, empfing ich durch den Buchhändler Marx aus Karlsruhe die Nachricht von dem Tode seiner Schwester und ein versiegeltes Päckchen. Das enthielt einen alterthümlichen massiv-goldenen Schmuck, Ohrringe und Halskette, wie wohl die Burgfrauen im Mittelalter getragen haben. Dabei lag ein Zettel mit zitternder Handschrift: »Dem vielgeliebten Töchterle mit Gottes reichstem Segen zum Angedenken von der alten Fratel. Betet zu Eurem Gott für die arme Jüdin!«

Viele Jahre habe ich den Schmuck in »Konradin von Schwaben« — »König Manfred« — »Kaiser Friedrich und sein Sohn« — »Rubens in Madrid« — »Maria von Medicis« und in anderen Rollen vergangener Jahrhunderte getragen — zu Ehren der alten Trödlerjüdin mit dem edelsten Herzen.

Auch von der guten alten Marianne, die schon der Großmutter Stockmar so treu gedient und die Mutter noch auf dem

Arm getragen hatte, mußten wir uns trennen. Sie kehrte in ihre Heimat Coburg zurück. Als sie nach einigen Jahren starb, hatte sie ihre Ersparnisse meiner Mutter vermacht — »meinem lieben Christelchen Stockmar!«

Noch ein herzlich dankbarer Abschied von meiner Lehrerin Demmer, von Aloys Schreiber und dem alemannischen Hebel . . . und hinaus ging's — die Mutter und ich und Lisinka im eigenen Wägelchen mit Extrapostpferden und lustig blasendem Postillon — zum ersten Mal ganz fort aus der Heimat — — hinaus in die weite, bunte, schimmernde Welt — in den lachenden Frühling hinein. . . . Was wird diese fremde Welt dem jungen sehnenenden Herzen bringen? — Rosen oder Dornen?

Wenn ich jetzt bei der sich sanft neigenden Sonne auf das seitdem hinabgeglittene halbe Jahrhundert zurückblicke, so kann ich mit dankerfülltem Herzen — gegen Gott und die Menschen! — niederschreiben: jene weite, unbekannte Welt hat mir so viel köstliche Rosen gebracht, daß sie die Dornen fast verdeckten!

Erst nach vollen zehn Jahren sollte ich die Karlsruher Bühne wieder betreten — als kaiserlich russische Hofschauspielerin gastirend. Als es mir in Berlin gefiel und die Berliner mich gern behalten wollten, hatte der Großherzog Ludwig auf meine Bitte freundlich meinen Kontrakt aufgehoben. Bei meinem Gastspiel fand ich in der alten Heimat auch die alte Güte und Theilnahme wieder. Nur war es mir nicht vergönnt, mich den Karlsruhern als gereifte Künstlerin in einer meiner liebsten und besten Rollen zu zeigen: als Käthchen von Heilbronn. Die regierende Großherzogin Sophie wollte dies »unmoralische« Stück nicht auf ihrer Hofbühne sehen. Sie sagte mir bei meiner Antrittsaudienz: »Ich finde es höchst unmoralisch, daß dies junge liebetolle Mädchen dem Wetter von Strahl durchs Land nachläuft und ihm als Stalljunge dient . . . «

Als stolze, prächtige Donna Diana wurde ich kaum we-  
niger herzlich-stürmisch empfangen, wie einst als kindliche  
Margarethe. Rauschender Applaus und Hervorruf lohnte  
mir nach jeder großen Scene. Dann machten noch Romeo's  
Julie, die »junge Pathe«, »Goldschmieds Löbsterlein«, Po-  
lixena in »Natur und Kunst« und »Königin von sechzehn  
Jahren« besonderes Glück.

Auf einem reizenden ländlichen Balle zu Baiertheim  
tanzte ich mit lieben Jugendgespielinnen und alten jungen Ver-  
ehrnern. Wie waren wir so fröhlich!

Herzlicher aber als die Erfolge meines Gastspiels auf der  
Bühne — die meinen ersten beglückenden Versuch gesehn, auf  
der ich als Anfängerin 42 verschiedene Rollen gespielt hatte und  
die 1847 während Käder's lustiger Posse: »Der artesische  
Brunnen!« so schaurig in Flammen aufgehen und 62 Menschen-  
leben kosten sollte — erfreute mich ein Karlsruher Straßenwort.

Als die Mutter mit Bruder Karl, der inzwischen ein gar  
stattlicher Dragoner-Rittmeister geworden war, mit dem  
eleganten Pariser Louis und mir fröhlich über die Straße  
schritt, hörten wir hinter uns die Leute sagen: »Da geht die  
Rittmeisterin Bauer mit ihrem Glück!«

Der Mutter Glück! Noch heut ein beglückendes Wort  
für mein erinnerungwehmüthiges Herz.